

Eichstätter Familien-Prisma

Texte über Texte zum Thema Familie – Herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt 2. Jahrgang, Frühjahr 2007

In einer Familienpackung kann alles drin sein, Würstchen oder Waschpulver, Chips oder Toilettenpapier. Meist in größeren Mengen, schließlich ist die Zielgruppe bekannt dafür, gefräßig und vielverbrauchend zu sein. Manche dieser Packungen sind Mogelpackungen: es steht Familie drauf, und es ist nicht viel drin. Sowa kommt nicht nur im Supermarkt vor.

Auch bei den Familienbildern, die allenthalben feilgeboten werden, weiß man nie so genau, was drinsteckt. Manche sollen frauenfreundlich sein, andere zeitgemäß, und jeder meint, das richtige Familienbild zu haben. Die Parteien und die Kirchen und die Sachbuchautoren glauben zu wissen, was das eigentlich ist, ein Familienbild. Hat das etwas mit der Wirklichkeit zu tun? Oder ist es ein Idealbild? Und woher kommen Familienbilder? Aus Parteiprogrammen? Allein aus der eigenen Erfahrung? Manche sind irgendwie immer schon da, offenbar sind sie wandlungsfähig, und man kann über sie sprechen, ohne recht zu wissen, wovon man spricht.

Was ist drin, wo Familie draufsteht?

Wer macht Familienbilder? Die Familien, na klar. Die eigene, die der Nachbarn und Verwandten. Aber auch Fernsehen, Werbung, Literatur. Familiengeschichten in Büchern waren immer schon reizvoll: Jeder hat seine eigenen Familienerfahrungen, im Rahmen einer Familie ist so ziemlich alles vorstellbar, was zum Leben gehört, und auch die zerbrechende, die scheinheilige, die abwesende Familie ist Stoff für eine Erzählung, ein Drama oder einen Krimi.

Und in der sogenannten Wirklichkeit werden Familienbilder und -stücke inszeniert: Politiker und Industrielle zeigen sich in der Regenbogenpresse gerne im Kreise ihrer Familie, und die Königshäuser bieten unendlich viele Fortsetzungen von Familiengeschichten. Wer Kaffee oder Bausparverträge verkaufen möchte, filmt glückliche Familien in lichtdurchfluteten Wohnzimmern, und weil das auf Dauer ein bißchen zu glatt ist und sanftes Grauen gut ankommt, läßt sich auch mit überforderten Eltern und einer Erziehungsberaterin eine profitable Einschaltquote erzielen.

Wenn Familienpackung draufsteht, sagt das noch nichts über die Qualität des Inhalts. Die einen wollen mit einer Familien-Inszenierung etwas verkaufen, die anderen wegen eines Familienbildes gewählt werden, viele möchten einfach nur als Familie leben und nicht ständig drüber nachdenken, und niemand kann von sich sagen, er habe kein Familienbild. Und erst recht niemand kann sagen, er habe das einzig wahre.

Erschwerte Urteilsbedingungen

Wer versucht, sich selbst ein Bild zu machen und sich zu überlegen, woher seine Bilder kommen, wird vorsichtiger mit Urteilen über „die Familie an sich“. Das muß nicht heißen, jeden Familienbegriff zu relativieren und sich mit einem diffus-nichtssagenden „Familie ist eigentlich überall“ zufriedenzugeben.

In diesem *Prisma* stellen wir unter anderem Bücher vor, die sich mit Familienbildern in der Literatur und im Fernsehen befassen, zum Beispiel in Kinderbüchern und Seifenopern. Nicht nur Familiengeschichten erweitern die Denkmöglichkeiten und schulen das Urteilsvermögen, ebenso kann die Kenntnis der Geschichte der Familie hilfreich sein. Auch dazu sind hier Bücher empfohlen. Um ein bestimmtes Familienbild vehement zu verteidigen oder engagiert zu kritisieren, ist es gut zu wissen, wie und unter welchen Umständen es entstanden ist. Wer sich auskennt, tut sich schwer. Mit einfachen Antworten aus den Familienmogelpackungen.

Stefanie Haas

Psychologie, Soziologie, Pädagogik	2
Politik, Wirtschaftswissenschaft	13
Theologie, Religionspädagogik.	18
Geschichte der Familie	20
Familienbilder in Literatur und Fernsehen.	23
Ratgeber	27
Sachbücher	28
Inhaltsverzeichnis	32
Impressum	32

Psychologie, Soziologie, Pädagogik

Was hilft Eltern, kompetente Erzieher zu werden?

Klaus Wahl, Katja Hees (Hrsg.): Helfen „Super Nanny“ und Co? Ratlose Eltern – Herausforderung für die Elternbildung. Beltz Verlag, Weinheim, Basel 2006. 168 Seiten. 17,90 Euro.

Das Buch ist solider und basaler mit elterlicher Erziehungskompetenz befaßt, als es der reißerische Titel vermuten läßt. Der Untertitel trifft besser und läßt erahnen, worum es den Verfasser/innen zu tun ist: ratlose Eltern und der Versuch einer Antwort darauf, wie erzieherische Angebote für Eltern beschaffen sein sollen. Wir haben es mit einer Generation von häufig verunsicherten Eltern zu tun angesichts der modernen Herausforderungen an Familien: Vereinbarkeit der mütterlichen Berufs- mit der Erziehungstätigkeit; im Verlauf des Erziehungsprozesses sich verändernde Familienformen durch Scheidungen und neue Beziehungen; Stellenwert der Medien in der Erziehung und im Aufwachsen junger Menschen; Einsicht in die Notwendigkeit früher Förderung bei gleichzeitig niedrigem institutionellem Angebot; Demokratisierung von Familienbeziehungen mit einhergehender Unsicherheit; Intimisierung der Erziehung, die heute nicht mehr öffentlich im Dorf oder Stadtteil sondern hinter den Türen von Mietwohnungen und Eigenheimen geschieht etc.

In einem profunden Eingangskapitel wird der Untersuchungsgegenstand auf doppelte Weise vorgestellt: Was versteht die Wissenschaft unter kompetenter Erziehung? Unter Verweis auf relevante Ergebnisse aus Erziehungsstil-, Bindungs-, Kommunikations-, Motivations- sowie Emotionsforschung werden hier erzieherische Notwendigkeiten knapp und praxisrelevant vorgestellt: Kinder brauchen Liebe, Verständnis und eine tragfähige Beziehung; Kinder brauchen Autonomie-spielräume; Kinder brauchen Grenzen, die ihnen Orientierung bieten.

Die zweite Fragestellung – „Wie kompetent sind Eltern in ihrem erzieherischen Wirken?“ – wird durch empirische Ergebnisse vorgestellt, immer unter Berücksichtigung der Tatsache, daß wir es beim „Forschungsgegenstand“ Familie in gewissem Sinne mit einer „black box“ zu tun haben, da vieles hinter geschlossenen Wohnungstüren stattfindet.

Ziel der weiteren Aufsätze des Buches ist es nun aufzuzeigen, wie die Schere zwischen wissenschaftlich als kompetent verstandener Erziehung und realer Erziehungskompetenz der Eltern verringert werden kann. Welchen Orientierungsbedarf haben Eltern? An welche Institutionen wenden sie sich bei Erziehungsunsicherheiten?

Empirische Untersuchungen zeigen, daß die Mehrheit der Eltern einen Orientierungsbedarf artikuliert, aber in geringem Umfang auf öffentliche und institutionalisierte Hilfsangebote zurückgreift, sondern sich Rat im näheren sozialen Umfeld sucht. Professionelle Hilfe bei Erziehungsberatungsstellen wird in der Regel erst dann gesucht, wenn alle anderen Bewältigungsversuche mißlungen sind, d.h. niederschwellige Formen des Rates werden favorisiert, auch wenn diese weniger oder gar nicht professionell sind.

Im Kontext der Erziehungsberatung werden dann in einem eigenen Kapitel – das wohl dem Buch den durchaus engführenden Titel „Helfen Super Nanny und Co?“ gab – Formen, Gefahren und Erfolgsmotive der sogenannten „Elternflüsterer“ vorgestellt: Die Niederschwelligkeit dieses Mediums sowie die rasche Präsentation eines vordergründigen Erfolgs innerhalb von 14 Tagen mögen wesentliche Gründe für immens hohe Einschaltquoten (vor allem auch unter Kindern und Jugendlichen) sein.

Ausführlich werden die Gefahren und Bedenken vorgestellt, die letztlich auf die Mißachtung des Wesens des Erziehungsprozesses hinauslaufen, den die Autorin so vorstellt: „Erziehung ist ein langer, komplexer und wenn er gelingt, sehr schöner Prozeß wechselseitigen Verstehens und voneinander Lernens. [...] Mediale Erziehungsberatung, die von diesem Verständnis ausgeht, wird sich von jeder Art von Rezepten fernhalten und stattdessen sensible Wege zur Selbsthilfe aufzeigen“ (77).

Wie sich die Familienbildung in Deutschland traditionell darstellt und welche Herausforderungen es in der Zukunft geben wird, das sind Themenbereiche des vierten und fünften Kapitels. Hier werden verschiedene zukunftsfähige Aspekte diskutiert, hier werden in einer guten Übersicht alle auf dem deutschen Markt verfügbaren Elternschulen kurz vorgestellt.

Und hier wird wohl auch die Zielgruppe des Buches am deutlichsten: Das Buch ist ein wertvoller Begleiter für alle, die im Bereich der Familienbildung aktiv sind; aber auch für alle, die mit Elternarbeit befaßt sind – sei es in Schule, Kindergarten oder Gemeinde.

Von empirischen Einblicken in real existierende Erziehungsunsicherheiten über transparente Aussagen darüber, was die Grundpfeiler einer kompetenten Erziehung sind, bis hin zu einer aussagekräftigen Vorstellung von Elternschulen finden sich hier theoretische Erkenntnisse und Hinweise für die Praxis in einem guten Mischungsverhältnis.

Barbara Staudigl

Mehr Mutmaßungen als Erklärungen – und einige interessante Fallgeschichten

Gerhard Amendt: Scheidungsväter. Wie Männer die Trennung von ihren Kindern erleben. Campus. Frankfurt am Main, New York 2006. 300 Seiten. 24,90 Euro.

Denken Sie, daß Männer „sich rausreden und lügen, wenn sie befragt werden“ (12)? Gerhard Amendt vom Institut für Generationen und Geschlechterforschung denkt das nicht. Und deshalb will er von den bisher wissenschaftlich vernachlässigten Scheidungsvätern wissen, was sie zu sagen haben über all die Gefühle, die mit „Scheidung, der Besuchsregelung, mit den eigenen wie den Handgreiflichkeiten der Partnerin, mit psychischen und körperlichen Erkrankungen und mit Unterhaltsstreitigkeiten verbunden waren“ (11). Mit Internet-Fragebögen und zum Teil mit Tiefeninterviews befragte er 3600 Betroffene, die Ergebnisse sind im vorliegenden Buch dargestellt.

Nach einer kurzen gesellschaftspolitischen Betrachtung von Scheidung, in der Amendt unter anderem das Leid der Kinder als zu gering und die Freiheitsrechte der Eltern als zu sehr beachtet sieht, wendet er sich im zweiten und deutlich umfangreichsten Kapitel einzelnen Scheidungsvätern und deren Geschichten zu. Er läßt sie auch selbst zu Wort kommen, indem er ausführliche Zitate verwendet, die einen Einblick in das Leben der Scheidungsväter geben sollen. Die Besuchsregelung bzw. damit verbundene Variablen sind ebenfalls von Interesse für Amendt. Hier macht er einige quantitative Angaben: Die üblichste Form der Umgangsrechte ist es, die Kinder jedes zweite Wochenende zu sehen (34%), ihre Vaterrolle beschreiben die meisten Betroffenen (45%) als die des Wochenendpapas, und bei der Frage nach den Gefühlen, die auf ein Zusammensein mit den Kindern folgen, geben schließlich 43% an, daß sie die Kinder sehr vermissen, wohingegen nur 3% erleichtert sind, ohne die Kinder zu sein. Bildung und Einkommen

haben einen Einfluß auf die Rolle des Vaters nach der Scheidung, Zahlväter kämen überdurchschnittlich häufig in niedrigen Einkommens- und Bildungsschichten vor. Kontaktabbruch zu den Kindern und gesundheitliche Probleme sind Themen der nächsten beiden Kapitel. Auch hier werden quantitative Daten von qualitativen ergänzt.

Die fehlende Einordnung der Studie in den Forschungsstand, die geringe Anzahl bibliographischer Angaben und eine große Anzahl von Interpretationen, deren Basis nicht ersichtlich ist, erschweren es, diese Arbeit als wissenschaftlich einzuordnen. Bei 3600 ausgefüllten Fragebögen und zusätzlichen Tiefeninterviews stellt man sich fast zwangsläufig die Frage, warum so oft vage Häufigkeitsangaben konkrete Zahlen ersetzen, vor allem aber, warum oft Mutmaßungen an Stelle fundierter Erklärungsversuche stehen.

Wer darüber hinwegsehen kann und möchte und sich für Gerhard Amendts kommentierte und fraglos aufschlußreiche Fallgeschichten von Scheidungsvätern interessiert, gespickt mit einzelnen quantitativen Ergebnissen, der wird fündig.

Barbara Keller

Reise in familiäre Bildungswelten

Peter Büchner, Anna Brake (Hrsg.): Bildungsort Familie. Transmission von Bildung und Kultur im Alltag von Mehrgenerationenfamilien. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2006. 289 Seiten. 26,90 Euro.

„Mehrgenerationen sind für alle Familienmitglieder ein bildungsbiographischer Möglichkeitsraum, in dem im Rahmen ihres gemeinsamen alltäglichen Tuns Bildung stattfindet.“ Soweit der Beginn des Klappentextes zu diesem Buch.

Hiermit legen Büchner und Brake einen Sammelband vor, in welchem die Ergebnisse des „Marburger Mehrgenerationenprojekts“, einer qualitativ-empirischen Untersuchung zu unterschiedlichen Aspekten der Bildungsbedeutsamkeit der Familie, vorgestellt werden. Ziel dieses Projekts war es, „milieuspezifische Nutzungsmuster der bildungs- und kulturbezogenen Ressourcen“ und der Handlungs- und Gestaltungspotenziale von Familie als Bildungsort näher zu betrachten.

Peter Büchner führt im ersten Beitrag in Anlehnung an die Arbeiten von Pierre Bourdieu und seiner Metapher des „Spiels“ aus, was unter dem „Bildungsort Familie“ zu verstehen ist. Zunächst skizziert er hierzu Ele-

mente eines Konzepts familialer Bildungsforschung als Habitusforschung, d.h. er untersucht die Prozesse des Habitusserwerbs und kommt zu dem Schluß, daß das Verhältnis zwischen Bildung und Habitus besonders eng ist. „Die Familie ist [...] als zentrales Referenzsystem für die individuelle Habitusentwicklung anzusehen, wobei die eigene Herkunftsfamilie immer auch in Relation zu den vielen Herkunftsfamilien der Anderen gesehen werden muß. Der in Familien kollektiv vermittelte Habitus läßt sich somit als Möglichkeitsraum mit normativer Gestaltungskraft für individuelle Bildungsbiographieverläufe verstehen“ (27f). Dieses Verständnis erweitert bzw. differenziert den gängigen Sozialisationsansatz, da der Mensch nicht schon von Geburt an ein Mitglied der Gesellschaft ist, sondern dazu erst gebildet wird. Bildung wird dabei als ein multilokales, über die schulische Bildung weit hinausreichendes Prozeßgeschehen sowie als individuelle und kollektive Investitionsleistung angesehen. Sie realisiert sich in der Familie vorrangig über intergenerationale Austausch- und Aushandlungsprozesse von Bildungs- und Kulturgut und vollzieht sich mittels der Erfahrung von Anerkennung als sozialer Beziehungspraxis.

Die Aneignung von familialen Bildungsstrategien geschieht über praktisches, körperlich-sinnliches, mimetisches Tun in Interaktion mit anderen im Rahmen der kulturellen Alltagspraxis. So-genannte formale Bildungsnachweise vermögen nach Büchner nur einen Teil dessen abzubilden, was einen gebildeten und kultivierten, zivilisierten Menschen ausmacht.

Einen multimethodischen und mehrzyklischen Zugang zum Forschungsfeld stellt **Anna Brake** anschließend dar und unterzieht ihn gleichzeitig einer kritischen Betrachtung. Dem Habitus von Mehrgenerationenfamilien nähert sie sich empirisch durch eine Kombination von Einzelinterviews, substitutiver Photobefragung und mehrgenerationalen Familiengesprächen.

Beispiele ausgewählter Praxisformen der Weitergabe und Aneignung von Bildung und Kultur in familialen Mehrgenerationenverbänden werden in den folgenden Beiträgen beschrieben und analysiert. Daß Bildungsaktivitäten oft mehr Sinn haben, als die Handelnden selber wissen und einschätzen, verdeutlicht Anna Brake mit der Betrachtung zweier Dreigenerationenfamilien im Hinblick auf die soziale Logik von bildungsbiographischen Entscheidungen in milieutypischen Verankerungen.

Der Frage nach dem Stellenwert von Religiosität und religiöser Praxis als Medium intergenerationaler Ver-

mittlung von Bildung und Kultur gehen **Karin Krahn** und **Peter Büchner** in einem weiteren Beitrag nach. Bei der dazu ausgewählten Dreigenerationenfamilie wird erkennbar, daß sich aus der Analyse religiös ausgerichteter Formen der familialen Lebensführung „wichtige Einsichten in Problemzusammenhänge der familialen Habitusgenese und – bezogen auf die Mehrgenerationenfolge – der familialen Habitusmetamorphose“ (18) ergeben.

Mit **Heidi Gohlke** greift **Büchner** schließlich das Thema des familialen Bildungserbes als Produkt der gelebten Generationenbeziehungen auf. Um zwei Aspekte geht es dabei, um die Bildungsrelevanz von persönlichen Beziehungsnetzwerken und die damit verbundenen habitualisierten Beziehungsformen unter den Handelnden innerhalb und außerhalb der Familie sowie um das Aufzeigen einer Art Intuition für Beziehungen als Teil des Habitus der Akteure, welcher sich als soziales Kapital erweisen kann, um soziale Anerkennung zu gewinnen und zu erhalten.

Was bleibt von den bäuerlichen Familientraditionen und den kulturellen Selbstverständlichkeiten bei der Weitergabe und Aneignung von Bildung und Kultur erhalten, wenn Familien gezwungen sind, die Bewirtschaftung ihrer Höfe in der Generation der Großeltern einzustellen? Mit dieser Frage befaßt sich **Dorothee Suin de Boutemard** und kommt zu dem Ergebnis, daß „die (familienspezifische) bäuerliche Tradition und das bäuerliche Wissen für die nachfolgenden Generationen ein Sprungbrett darstellt, um auch außerhalb der bäuerlichen Existenz einen erfolgreichen (Bildungs-)Biographieverlauf zu sichern.“ (19)

Katrin Wahl interessiert sich für die familialen Voraussetzungen bei der Aneignung von *information literacy* in Wechselwirkung zu den Bedingtheiten an anderen Bildungsorten. Alle drei Generationen der von ihr befragten Familie verfügen über habitualisierte Umgangsformen mit Wissen und Informationsquellen als eine sogenannte „familienspezifische Variante von *information literacy*“, die am Beispiel der Informationsstrategie des „Fragen-Gehens im sozialen Nahraum“ (und auch der Bedeutung der Mediums Fernsehen und Internet) aufgezeigt wird. Diese erweist sich zunehmend als dysfunktional, „weil sie immer weniger dazu beitragen kann, eine angemessene schulische Bildungsteilhabe ebenso wie eine befriedigende soziale Anschlussfähigkeit zu ermöglichen.“ (19)

In ihrem Schlußkapitel fassen die Herausgeber die wichtigsten Ergebnisse zusammen und betonen v.a. die Widersprüchlichkeit des familialen Bildungs- und Kulturerbes im Licht der Dynamik von kulturellen Differenzenerfahrungen (u. a. milieu- und generationenspezifischer Art) in weit über die Familie hinausreichenden Anerkennungsräumen.

Die „Reise in familiale Bildungswelten“, wie die Herausgeber es ausdrücken, ist aus zwei Gründen aufschlußreich: erstens in Bezug auf eine Rekonstruktion der jeweiligen Habitusgenese in Mehrgenerationenfamilien und das Investitionsverhalten in Bildung und Kultur als Ausdruck des Strebens nach sozialer Anerkennung, und zweitens in Bezug auf die Aufdeckung wichtiger „Transmissionskanäle“, über die Bildung und Kultur weitergegeben werden.

Aus meiner Sicht liefern die Beiträge Einblick in individuelle und private Formen des Alltagshandelns, der gerade für eine angemessene Einschätzung der Bildungsmöglichkeiten und -grenzen innerhalb des Familiensystems sowie für die Bereitstellung geeigneter außerfamiliärer Bildungsangebote zunehmend erforderlich ist.

Etwas vernachlässigt scheint mir in diesem Untersuchungsspektrum die Bedeutung der emotionalen Beziehungsqualitäten bei der Vermittlung von Bildung und kulturellen Fertigkeiten in der Familie.

Für mich von Interesse sind einige Fallanalyseergebnisse im Beitrag von Anna Brake („Das Sichtbare und das Unsichtbare“), worin sie unterschiedliche Motive für bildungs-biographische Entscheidungen eines Elternpaares der Kriegsgeneration („Biographie der Verhinderung“) und daraus resultierende Werthaltungen vorstellt, welche auf die bildungsbiographischen Entwicklungen der nachfolgenden Generationen spezifische Wirkungen zeigt („Biographie der nicht genutzten Chancen“ bei den Kindern und „Biographieentwurf geradlinigen Erfolgs“ in der Enkelgeneration).

Ebenso beachtenswert ist die Untersuchung von Katrin Wahl („Soziale Gebrauchsweisen von Informationsquellen am Bildungsort Familie“) in Bezug auf Kenntnis und Nutzung von Informationsstrategien als Form der Grundbildung in einer Wissens- und Informationsgesellschaft, deren bewußte sowie unbewußte Weitergabe an die jeweils nächste Generation und die damit einhergehenden Handlungspotenziale zwischen Begrenzung und produktiver Selbstbestimmung.

Nach der Lektüre stellte ich mir die Frage: wie steht es um den „Möglichkeitsraum der Bildungs- und Kultur-

aneignung“ in der modernen Kleinst- bzw. Zweigenerationenfamilie (oder bei Alleinerziehenden)? Welche Bildungschancen gehen verloren, welche können sich, angesichts der sich wandelnden sozialen Beziehungsgeflechte in unserer pluralisierten Gesellschaft, gerade eröffnen?

Eva Feuerlein-Wiesner

Erschöpfte Wissenschaft? Zur Lage der Familiensoziologie in Deutschland

Anja Steinbach (Hrsg.): Generatives Verhalten und Generationenbeziehungen. Festschrift für Bernhard Nauck zum 60. Geburtstag. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2005. 278 Seiten. 31,90 Euro.

Michael Klein (Hrsg.): Themen und Konzepte der Familiensoziologie der Nachkriegszeit. Ergon. Würzburg 2006. 144 Seiten. 18,00 Euro.

Zeitschrift für Familienforschung 2/2006. Schwerpunktthema: „Wo steht die Familienforschung?“ Barbara Budrich. Leverkusen-Opladen 2006. 253 Seiten. 23,00 Euro (ohne Porto), 18,00 Euro (im Abonnement, ohne Porto).

Die Sektion „Familiensoziologie“, bis 1998 mit der „Jugendsoziologie“ verbunden, war die erste Sektion der 1947 nach ihrer Selbstauflösung im Jahre 1934 neu gegründeten „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“. Dies mag, zum Teil nur, erklären, daß Rückblicke, Zusammenfassungen und Standortbestimmungen den Großteil gegenwärtiger familiensoziologischer Veröffentlichungen ausmachen. Diese verstärken gleichzeitig den Eindruck, als befinde sich die Disziplin angesichts der Konkurrenz, ja der zunehmenden Dominanz der Paar- und Familienpsychologie sowie mikroökonomischer Theorie- und Forschungsansätze in einem Erschöpfungszustand, der eigene Initiativen im Sinne neuer Fragen, des Blicks über die Grenze oder neuer Forschungsdesigns nicht mehr zuläßt.

Angesichts der Vielfalt und der Masse des in mehr als 60 Jahren Angeschwemmten, ist die Verlockung erschütterungsfreier, disziplingeschichtlicher Nabelschau in der Tat sehr groß. Sieht man einmal von der durch Michael Klein besorgten Rückschau ab, legen die hier vorzustellenden Publikationen jedoch ein differenzierteres, insgesamt positives Urteil nahe.

In Zeiten beschleunigten und tiefgreifenden sozialen Wandels stellen 60 Jahre eine lange Periode dar, und der Rückblick auf Befunde und Ansichten der eigenen

Disziplin erscheint durchaus sinnvoll. Was für diesen Bereich gilt, ist inzwischen, nicht zuletzt aufgrund des sich verstärkenden Publikations- und Selbstdarstellungsdrucks, auch für einzelne Forscher zur Norm geworden. So auch für Bernhard Nauck, nach Stationen an der Universität Köln und der Pädagogischen Hochschule Weingarten seit 1992 an der Technischen Universität Chemnitz tätig, dazu ein reger und international anerkannter Wissenschaftsmanager, der, mit 60 Jahren, „auf 33 Jahre wissenschaftliche Arbeit zurückblicken kann“ (S. 10 der Festschrift).

Anja Steinbach hat unter dem Titel „Generatives Verhalten und Generationsbeziehungen“ aus Beiträgen von Freunden und Kollegen eine Festschrift besorgt, die sich den beiden familiensoziologischen Schwerpunkten des so Geehrten widmet. Beide Bereiche werden durch einen von Nauck mit vertretenen und vorgebrachten handlungstheoretischen Ansatz verklammert. Dieser trägt seit seiner Einführung zu Beginn der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts auch im deutschen Sprachraum das Kürzel VOC (value of children). Man kann in ihm die nutzenzentrierte Ergänzung des sogenannten Opportunitätskostenansatzes sehen. Ausgehend von dem beobachteten Auseinanderdriften von Kinderwunsch und generativem Verhalten (vgl. hierzu den Beitrag von Thomas Klein und Jan Eckhard, 151-174), versucht er, den Wert von Kindern in den Bereichen „ökonomisch-utilitaristischer (Beitrag zum Haushaltseinkommen, Alterssicherung), psychologischer (Affekt) und „sozial-normativer (Statuserhöhung) Nutzen“ (vgl. den Beitrag von Daniela Klaus und Jana Suckow, 86) sowie dessen Einfluß auf das generative Verhalten zu erfassen.

In einer Erweiterung des VOC-Konzeptes werden Kinder sozusagen als „potentielle Produktionsfaktoren“ (89) von Komfort, Wertschätzung und Affekt sowie Stimulation gesehen. Dabei zeigt der interkulturelle Vergleich, „dass der Wert von Kindern mit zunehmender Ressourcenausstattung des Entscheidungsträgers abnimmt“ (91).

Hier darf freilich nicht übersehen werden, daß angesichts des so definierten und vorgeblich antizipierten Nutzens von Kindern selbst in Industrieländern immer noch Kinder geboren werden. Und damit werden auch die Grenzen eines auf den Bereich des generativen Verhaltens übertragenen Entscheidungsmodells nach der „rational choice“-Theorie deutlich. Die funktionalistische Einengung der Kategorie „Wert“ auf einen Beitrag zum materiellen oder psychosozialen Wohlbefinden, sei

es im Bereich des generativen Verhaltens, sei es dem der Generationenbeziehungen, läßt die Frage erst gar nicht aufkommen, ob ein Kind, ob ein Jugendlicher, ob ein erwachsener Mensch nicht einen unbedingten Wert darstellt.

Familie und familienbezogene Entscheidungen haben ihren Eigensinn und erweisen sich weitgehend als politikresistent. Dementsprechend dürfen auch „die Auswirkungen familienpolitischer Maßnahmen zur Reduzierung der Opportunitätskosten auf die Familiengründungsbereitschaft nicht überschätzt werden“ (Thomas Klein und Jan Eckhard, 164). In diesem Zusammenhang ist das besondere Verdienst Bernhard Naucks seine konsequente Weiterentwicklung des VOC-Ansatzes unter Einbeziehung kultureller Variablen, d.h. doch wohl die Absenkung seiner „rational choice“-Relevanz.

Er hat maßgebend an der Studie „Value of Children and Intergenerational Relationship“ mitgewirkt (vgl. den Beitrag von Beate Schwarz und Gisela Trommsdorff, 199-212).

Hier konnte im Vergleich deutscher, chinesischer und koreanischer Verhältnisse beispielsweise die Hypothese bestätigt werden, nach der „angesichts der hohen gegenseitigen Verpflichtungen in den konfuzianischen Kulturen [...] der Austausch von Unterstützung zwischen koreanischen und chinesischen Töchtern und ihren Eltern intensiver ist als bei deutschen Töchtern und ihren Eltern“ (203).

Daß die Soziologie bei der Operationalisierung konfuzianischer Kultur unvermerkt auf alteuropäische Konzepte wie „pietas“, etwa in der Verwendung des Ausdrucks „filial piety“ (201ff.), zurückgreift, macht den „value“ auch historischer Bildung für den Familiensoziologen deutlich.

Der von **Michael Klein** als Band 18 der Reihe „Familie und Gesellschaft“ herausgegebene Band stellt Vorträge zusammen, die „anlässlich der Veranstaltung der Sektion Familiensoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kooperation mit der René-König-Gesellschaft auf dem 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Oktober 2004 in München“ (Titelblatt) gehalten worden sind.

Hinter diesem pompösen Untertitel verbirgt sich ein Erinnerungsritual an René König, neben Arnold Gehlen und Gerhard Wurzbacher eine der Gründergestalten der Familiensoziologie in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg. Ein Ertrag, der über Königs eigene Arbeiten hinausginge, ist schwerlich auszumachen (vgl. etwa den Beitrag von Rosemarie Nave-Herz, 81-88). So wird ein

7-Phasen-Schema zur Ordnung der Familiensoziologie der Nachkriegszeit als „wissenschaftstheoretische Standortbestimmung“ (Uwe Schmidt, 13-47) angepriesen. Dagmar Brand arbeitet in ihrem Beitrag „Alleinerziehende in der Nachkriegszeit“ (89-106) mit veralteten Daten (Scheidungsquoten bis 1955). Einzig Hans Bertram weitet den vorgegebenen Kanon aus, indem er auf die Forschungen von Elisabeth Pfeil verweist und ein energisches Plädoyer für eine historisch orientierte, sozialökologische Familienforschung vorlegt (49-68). Bemerkenswert, doch angesichts der Spannungen zwischen Köln und Frankfurt verständlich, ist das Fehlen jedweder Würdigung von familiensoziologischen Arbeiten der Frankfurter Schule; doch hier wurde nach René Königs Vorgabe bestenfalls „Sozialphilosophie“ produziert. Aber gerade eine Untersuchung des Spannungsverhältnisses zwischen der Kölner (René König) und der Frankfurter (Familien)soziologie (Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, Jürgen Habermas, Ulrich Oevermann) hätte in einer König-Festschrift ihren Platz gehabt. So erweist sich, nicht zuletzt im Hinblick auf dieses Ausblenden, die von Klein herausgegebene Sammlung eher als ein Stück Wissenschaftsgeschichte denn als ein Auftakt zu neuen Fragen.

Ganz anders verhält es sich mit dem Themenband „Wo steht die Familienforschung?“ der **Zeitschrift für Familienforschung, Heft 2/2006**. Ihm liegt eine Arbeitstagung zugrunde, die das Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg zusammen mit der Zeitschrift für Familienforschung am 19./20. Mai 2006 in Bamberg veranstaltet hat. Eröffnet wird der Reigen der Beiträge mit einer „Positionsbestimmung in der Paar- und Familienpsychologie“ von Guy Bodenmann, Direktor des Instituts für Familienforschung und -beratung an der Universität Fribourg (148-170).

Es ist ein Erfolgsbericht über die „sehr ermutigende Entwicklung einer neuen Disziplin“ (162). Der einzige Wassertropfen in diesem Sektglas: die Politik will nicht so recht auf das Angebot der Familienpsychologie eingehen.

Bodenmann stellt Bindungs-, Scheidungs-, Streß- und Coping- (d.h. Streßbewältigungs)forschung bei Paaren und Familien, ferner methodische Schwerpunkte und Felder der angewandten Forschung, wie Präventions- und Therapieangebote für Paare und Familien als Gegenstände der Familienpsychologie vor.

Daß angesichts solcher Angebotspalette die Familiensoziologie, vor allem in ihrer mikrosoziologischen Fixierung, etwas alt aussehen mag und ihren institutionel-

len Bedeutungsverlust befürchtet, erscheint verständlich. Dies umso mehr, als ihr das Kerngeschäft und ihre Besitzstände, Themenfelder also wie Sozialisation, Kommunikation, Emotionen, von Konkurrenzunternehmen, vor allem der Familienpsychologie, im Rahmen einer feindlichen Übernahme weggeschnappt werden (vgl. hierzu auch Hartmann Tyrell in der Einleitung zu diesem Band, 141).

Allein, solche Horrorszenarien erscheinen verfrüht. Denn mit guten, sachlichen Gründen hat sich eine arbeitsteilige, interdisziplinäre Familienforschung entwickelt, innerhalb derer die Soziologie sehr wohl noch Zuständigkeit und Kompetenz geltend machen kann. Das belegen sehr sorgfältig und differenziert die Beiträge von Günter Burkart, „Positionen und Perspektiven. Zum Stand der Theoriebildung in der Familiensoziologie“ (175-205), und Johannes Huinink, „Zur Positionsbestimmung der empirischen Familiensoziologie“ (212-252).

Die Dominanz funktionsorientierter „familiendemographischer“ Orientierung der Theorie hat nach Burkart seit den 90er Jahren dazu geführt, daß Bereiche wie Sexualität, Liebe, Emotionen, Körperlichkeit, aber auch Interaktion und Kommunikation in der Familiensoziologie theoretisch wie empirisch systematisch vernachlässigt worden sind (vgl. 182).

Die Familienpsychologie hat sich, wie wir sehen konnten, inzwischen dieser Bereiche angenommen. Doch nicht nur die Psychologie, auch die Biologie und ihr verwandte Lebenswissenschaften machen der Soziologie die Gegenstände streitig, und dies mit Anspruch auf Alleinzuständigkeit. Sie betonen gegenüber Rollen, Normen und Strukturzwängen die Bedeutung von Genen, Hormonen oder Gehirnregionen. Entsprechend kommt es zu regelrechten Definitions- und Deutungskämpfen zwischen Soziologie/Kulturwissenschaften auf der einen und Biologie/Lebenswissenschaften auf der anderen Seite.

Die Tatsache, daß sich im Partnerschafts- und Familienleben tendenziell eine Entkoppelung von sozialen und biologischen Gegebenheiten vollzieht, verwiesen sei als Beispiel auf die Trennung von biologischer und sozialer Vaterschaft (aber auch Mutterschaft), ferner auf Reproduktionsmedizin und Gentechnologie (vgl. Günter Burkart, 199), legt eine Arbeitsteilung zwischen den genannten Disziplinen nahe.

Gerade im Hinblick auf die erwähnten Entkoppelungsprozesse tut die Soziologie aber gut daran, der Bedeutung kultureller Faktoren nachzugehen. Denn man kann

diese Entkoppelungsprozesse, zumindest teilweise, sehr wohl als das Ergebnis kultureller Entwicklung ansehen und entsprechend analysieren. So gesehen stimmt es bedenklich, daß mit Blick auf die gegenwärtige empirische Familiensoziologie „kulturelle und institutionelle Aspekte des Wandels der Familie systematisch unterbeleuchtet sind und [...] bislang nicht tiefgreifend genug verstanden erscheinen“ (Johannes Huinink, 237).

Angesichts der Defizite einer rein strukturell ausgerichteten Familiensoziologie fordert Huinink denn auch eine „stärkere Berücksichtigung kultureller und institutioneller Faktoren“ (249). Diese Neuzentrierung des theoretischen Interesses der Familiensoziologie hat im Methodenbereich als Konsequenz eine flexiblere Erhebungsstrategie, vor allem in Längsschnittuntersuchungen, eine interdisziplinäre Öffnung sowie die international vergleichende Forschung. Zwei inhaltliche Schwerpunkte genuin soziologischer Familienforschung nennt Huinink: Leistungen (im Sinne von Kulturbedeutung) und Leistungsfähigkeit der Familie sowie die Zukunft der Familie (241f.).

Die Zukunft der Familiensoziologie hat schon begonnen.

Heinz Otto Luthé

Kind oder Nicht-Kind?

Elisabeth Beck-Gernsheim: Die Kinderfrage heute. Über Frauenleben, Kinderwunsch und Geburtenrückgang. C. H. Beck. München 2006. 175 Seiten. 10,90 Euro.

Wie soll das gehen mit Kindern, wenn die Frau allenfalls einen Teilzeitarbeitsplatz bekommen kann, kein Krippenplatz zu haben ist und es für den Mann erst gar nicht denkbar ist, der Kinderbetreuung wegen beruflich kürzer zu treten? Auf den Beruf verzichten? Auf die Kinder? Zwei Positionen stehen sich gegenüber: „Frauenerwerbstätigkeit ja – aber nur in geburtenverträglichen Ausmaßen“, und: „Kinder ja – aber nur wenn noch Raum bleibt für ein Stück eigenes Leben“ (22).

Die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim nähert sich der Spannung zwischen Mutterschaft und eigenem Leben der Frau. Sie schreibt über widersprüchliche und unerfüllbare Erwartungen an die heutigen Frauen und erläutert anschaulich, wie sich das Leben von Frauen, Müttern und Kindern seit dem Ende des 19. Jahrhunderts gewandelt hat. Unaufgeregt stellt sie ihre Sicht der Dinge dar.

Das erste Kapitel ist überschrieben mit „Der Geburtenrückgang wird zum Medienereignis“, hier stellt die Verfasserin die Akteure und Positionen in dieser Debatte dar und mahnt zur Vorsicht im Umgang mit manchen schlagzeilenträchtigen Zahlen. Dem Verständnis der Gegenwart dient die Kenntnis der Vergangenheit, daher besteht ein Großteil des Buches in einem fundierten Einblick in die Geschichte der Frauen und Mütter. Der Blick auf die vergangenen vier Jahrzehnte bietet ein ambivalentes Bild der Gegenwart: Die Erfindung der Pille hat die Frauen von ungewollten Schwangerschaften befreit, allmählich ermöglichen bessere Rahmenbedingungen die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, und dank billiger Hilfskräfte können Frauen aus der ersten Welt einen Teil der Familienaufgaben delegieren. Für Elisabeth Beck-Gernsheim haben diese Entwicklungen aber auch eine andere Seite: die Arbeitswelt sei letztlich noch mehr kinderfeindlich geworden, die Organisation des Haushaltes mit Helferinnen erfordere besonderes Planungsgeschick und lasse neue Formen der sozialen Ungleichheit zwischen den Frauen entstehen. Kinderhaben bedeute unter den derzeitigen Rahmenbedingungen für viele Frauen „ein enormes biographisches Wagnis“ (133). Die Verfasserin hält es für konsequent, daß Frauen heute zunächst ihre Existenzgrundlage zu sichern versuchen, bevor sie Kinder haben. Von einem „Vorwärts zurück zur Sonderrolle der Frau“ (142) hält Beck-Gernsheim nichts. Denn wie sähe das aus? In einem Gedankenspiel schildert sie – zum besseren Verständnis deutlich überspitzt, letztlich aber nur konsequent – die notwendigen Maßnahmen: Anzusetzen wäre „in den eigentlich prägenden Jahren, um schon Anfänge weiblichen Freiheitsdrangs abzuwehren“, dazu wären „alle Bildungsinhalte, die selbständiges Denken fordern und fördern, aus dem Lehrplan zu streichen“. Auch wäre das Bücherlesen zu verbieten, „weil dies zu eigenem Denken – und eigenen Wünschen, eigenen Ansprüchen – anstiften könnte“ (144). Dem Kennenlernen von und erst recht dem reflektierten Umgang mit möglichen Familienbildern wäre so Einhalt geboten.

Am Ende ihres Buches fragt sich Beck-Gernsheim, wie die Erwartungen jüngerer Frauen an Selbständigkeit lebbar gemacht werden können. Das sei ein Gegenentwurf zu den Überlegungen Frank Schirrmachers in *Minimum* (vgl. *Eichstätter Familien-Prisma* 2/2006): „Die Losung heißt nicht, die Erwartungen der Frauen zurückzustutzen, sondern im Gegenteil: sie institutionalisi-

sieren, sie gezielt ins Zentrum der politischen Anstrengungen rücken" (147).

Da diese Überlegungen nicht in der Sprache einer Kampfschrift daherkommen, hat dieser schmale Band weit mehr zu bieten als die sonst so verbreiteten Forderungen oder Anklagen. In vielen Sachbüchern zu diesem Thema wird der Eindruck vermittelt, es müsse den Frauen der böse Individualismus ausgetrieben werden, damit sie sich ihrer naturgemäßen Bestimmung besinnen. Hier wird nicht rechthaberisch-emotionalisierend die Welt neugeordnet oder die Zeit zurückgedreht, es werden Perspektiven erörtert für Frauen, für die Familie und Selbständigkeit keine Gegensätze sind.

Stefanie Haas

Berührt – aber kaum bewegt

Claudia Carda-Döring, Rosa Maria Manso Arias, Rania Misof, Monika Repp, Ulrike Schieele, Heike Schultz: Berührt. Alltagsgeschichten von Familien mit behinderten Kindern. Brandes & Apsel. Frankfurt am Main 2006. 195 Seiten. 15,90 Euro.

Die Leser berühren, das möchten die sechs Autorinnen des vorliegenden Buches, in dem sie aus den ersten Lebensjahren mit ihren geistig und körperlich behinderten Kindern erzählen. In zwölf Kapiteln, jedes einem bestimmten Lebensabschnitt oder -bereich gewidmet, wie der Diagnose, Frühförderung, Kindergarten, Schule, Geschwisterbeziehungen oder dem Alltag, berichten die Mütter von all dem, was ihr Leben mit dem Kind ausmacht.

Wie ist es, wenn man erfährt, daß das eigene Kind behindert ist? Was prägt das Leben mit einem behinderten Kind? Wie gehen die verschiedenen Institutionen mit einem behinderten Menschen und dessen Familie um? Die sechs Autorinnen geben auf diese und ähnliche Fragen keine Antworten, beschreiben aber, wie es ihnen in diesen Situationen ergangen ist. Auf einen Punkt bringen läßt sich nicht, was da erzählt wird. Von institutionellen Mißständen ist häufig die Rede, vom Mangel an kompetenter und zugewandter Unterstützung aus dem Kreis Bekannter und Verwandter. Nicht die behinderten Kinder selbst sind Belastung, sondern vor allem die gesellschaftlichen und strukturellen Hürden, die einem Leben mit den Kindern im Weg stehen.

Kämpfe, Wut, Ärger und Schmerz stehen neben sehr viel Arbeit mit den Kindern und ihrer notwendigen und wünschenswerten Förderung. Mutig und klar werden

unangenehme Gefühle ausgesprochen: Unschlüssigkeit darüber, ob man das Überleben des behinderten Kindes für gut befinden soll; oder der Wunsch, „jeder sollte eins [ein behindertes Kind] haben!“ (60), damit die Betroffenen besser verstanden würden. Oder einfach nur Erschöpfung. Es gibt erfreuliche, überraschende und glückliche Momente, auch das kommt in der Sammlung von Ereignissen vor. Ein wenig anders als in den sogenannten normalen Familien sind diese Freuden schon, aber nicht weniger schön.

Berühren, angenehm und schmerzlich, das können die alltäglichen und nicht-alltäglichen Erzählungen. Indem sie betroffenen Müttern die Chance geben, sich wiederzufinden oder Menschen, die beruflich oder privat mit Familien behinderter Kinder zu tun haben, manch unausgesprochene Gedanken greifbarer machen. Familiengeschichten sind es weniger. Vor allem Väter sind nur ein Randthema, und die Tatsache, daß nicht immer sofort klar ist, um welche Familie es geht, erschwert den Durchblick zusätzlich. So bekommt man keinen rechten Einblick in die Beziehungen außerhalb der Mutter-Kind-Dyade.

Fragt man sich, ob die Geschichten auch bewegen können, bewegen zu mehr Unterstützung, dann ist eine Antwort nicht so einfach. Neben der Bewunderung für die Leistungen der Mütter und der Einsicht, daß da Hilfe Not tut, entsteht an mancher Stelle beim Leser Hilflosigkeit. Darf man da auch Fehler machen, sich erst mal an die Situation gewöhnen, oder hilft man besser gar nicht? Vielleicht schließt man sich an, wenn eine der Autorinnen in einem anderen Zusammenhang sagt: „Irgendwie, denke ich, stehen wir mittendrin und doch am Rand“ (185).

Barbara Keller

Eine Streitschrift gegen demographische Horrorszenarien und familienpolitischen Konformismus

Karl Otto Hondrich: Weniger sind mehr. Warum der Geburtenrückgang ein Glücksfall für unsere Gesellschaft ist. Campus Verlag. Frankfurt am Main, New York 2007. 280 Seiten. 19,90 Euro.

Dieses Buch ist ein Vermächtnis. Der am 16. Januar dieses Jahres verstorbene Frankfurter Soziologe Karl Otto Hondrich stellt sich darin der öffentlichen Debatte über das zentrale, ebenso kontrovers wahrgenommene wie behandelte Problem des Geburtenrückgangs und bringt

noch einmal die Grundimpulse seines Schaffens zum Ausdruck: das forschende Fragen jenseits der ausgetretenen Pfade gängiger Forschungsmoden sowie das Vertrauen in die Selbststeuerungskräfte der Gesellschaft, d.h. im hier gegebenen Zusammenhang: „wenn man will: in die Heilungskräfte der Familie“ (101). Damit unterlegt er dem in dieser Frage schrillen „Alarmismus der öffentlichen Diskussion“ (12) mit ihren verschreckten, empörten und allwissenden Stimmen den *cantus firmus* der Besonnenheit und des gesunden Menschenverstandes. Gelassenheit und Vertrauen ruhen bei Hondrich auf dem Fundament einer mit historisch vergleichender Beobachtung angereicherten und dadurch auch differenzierten Theorie der Gesellschaft.

Soziologen sehen sich an einen Klassiker ihres Fachs, Emile Durkheim, erinnert, wenn er auf die „List der kollektiven Vernunft“ (150), die „Sozio-Logik“ (100, 123 et passim) verweist oder auf die in den unterschiedlichen sozialen Lebenssphären (Subsystemen), wie Wirtschaft, Politik, Religion, Familien, als Grundmotoren allen sozialen Lebens wirkenden je spezifischen Leitwerte (vgl. 31f., 68, 120 et passim). Diese garantieren Eigenlogik und Eigensinn sowie Selbststeuerung der Systeme jenseits aller individuellen Entscheidungen. Dieses komplexitäts- und leistungssteigernde Miteinander unterschiedlicher sich selbst steuernder und stabilisierender Subsysteme ist das Ergebnis eines sich über Jahrtausende erstreckenden Prozesses struktureller Differenzierung und funktionaler Spezialisierung. Und indem er nunmehr sämtliche national verfaßten Gesellschaften erfaßt hat, konstituiert dieser Prozeß die Weltgesellschaft.

Mit solchem Proviant versehen, macht sich Hondrich auf in den Kampf gegen den allgegenwärtigen „umfassenden und unhinterfragten, parteiübergreifenden Konsens“ (10), der Geburtenrückgang für eine Katastrophe und daher staatliche Subventionspolitik für dringend erforderlich hält. Zwei Thesen bringt er gegen „professionelle Schreckensverbreiter und -profiteure“ (14), vor allem „die deutschen Demografen“ (20) in Stellung:

► Geburtenrückgang in Deutschland ist keine Katastrophe, sondern eine Chance (aus der der Titel des Buches im Eifer des Gefechtes einen „Glücksfall“ macht), und dies für Individuen, Familien, Wirtschaft und Gesellschaft.

Nicht nur angesichts des Eigensinnes von Familien erweist sich Geburtenpolitik als unwirksam, sondern auch weil „Geburtenziffern [...] Bestandteil tieferer und kom-

plexerer gesellschaftlicher Entwicklungen sind“ (233). Da sie die Eigenlogik des gesellschaftlichen Subsystems Familie nicht berücksichtigen kann, führt sie zu Fehlsteuerungen und unbeabsichtigten Auswirkungen in andere Subsysteme.

Diese Thesen bestimmen Richtung und Entfaltung sämtlicher acht Kapitel des Buches.

Zur Einführung entwirft Hondrich ansatzweise eine Theorie kollektiver Angst. Dieser zufolge schwindet in modernen ausdifferenzierten Gesellschaften das Reservoir gemeinsamer Werte, und ihr Zusammenhalt ist folglich gefährdet. Was die Menschen in dieser Situation eher miteinander verbindet, ist Angst und Schrecken, die Angst vor einem gemeinsamen Feind, vor Globalisierung, Terrorismus, Islamismus, sinkender Geburtenrate (vgl. 11). Diese Angst macht blind für Lösungen, die der Eigenlogik, den Selbstheilungskräften der Gesellschaft entspringen, und kippt um in den Gleichklang der Parolen und hysterischen Aktionismus. Gesellschaft regrediert auf das Niveau einer „Schreckensgemeinschaft“ (vgl. 11) mit ihren Gespenstervisionen, im Fall des Geburtenrückgangs von Vergreisung, Aussterben und Überfremdung. Und solche Parolen „sind vor kritischem Nachdenken geschützt“ (64). Demgegenüber insistiert Hondrich auf dem Unterschied von demographischer und soziokultureller Stabilisierung, von demographischer und soziokultureller Reproduktion: Numerische „Stabilität der Bevölkerung sagt nichts über die [soziokulturelle; Anm. des Rezensenten] Stabilität der Gesellschaft aus“ (19).

Zunächst wird dieser Zusammenhang von demographischer und soziokultureller Stabilisierung für das Subsystem Wirtschaft näher erörtert. Dabei behandelt Hondrich an zahlreichen Beispielen das von ihm so genannte „Gesetz sinkender Reproduktivität bei steigender Produktivität“ (65). Wirtschaftliche Produktivität und familiäre Reproduktivität korrelieren nicht nur negativ miteinander; diese negative Korrelation variiert auch mit dem jeweiligen kulturellen Kontext.

Für den Bereich der sozialen Sicherung, einem besonders angstbesetzten Feld, gibt der Verfasser ebenfalls Entwarnung. Denn: „Nicht die große Zahl der Arbeitenden und des Arbeitsnachwuchses, sondern ihre Produktivität und Solidarität mit der nichtarbeitenden Bevölkerung sind die beiden Pfeiler, auf denen der Sozialstaat ruht“ (93). Mit anderen Worten: auch ohne eigene Kinder lassen sich die Sicherungssysteme stabilisieren, und zwar auf zumindest drei Wegen, durch die Integra-

tion von Frauen und Fremden in den Wirtschaftsprozeß, sowie die Steigerung der Produktivität (vgl. 94).

Diese Produktivitätssteigerung in Verbindung mit produktiver Frauenerwerbstätigkeit und produktiven Einwanderern nimmt auch dem steigenden Altersquotienten seine Eignung für demographische oder journalistische Panikmache.

Danach wird die zum Schreckensszenario aufgeblähte Vorstellung korrigiert, derzufolge die Bestandserhaltung einer Institution von deren Mitgliederzahl abhängt, daß folglich die Familie ein Auslaufmodell sei. Hier verbucht er, getragen vom „Vertrauen in die Abwehr- und Selbststeuerungskräfte der Familie“ (101), der Familie wohlgerne als kollektiver, nicht als individueller Erscheinung, deren Funktionsverlust sowie sinkende Kinderzahlen als Gewinn, und dies sowohl für kinderlose Paare als auch für solche mit mehreren Kindern. Wenn in der Familie auf Wirtschaften, Versorgung, Pflege, Ausbildung hin gebundene Kräfte frei werden, nimmt die Bindungskraft der Liebe als Leitwert zu, und dies in der Paarbeziehung wie in den Beziehungen zwischen den Generationen. Die „Verringerung der Familienzahl insgesamt läßt die beständigeren übrig und sichert so den Bestand des Familiensystems als Ganzes“ (127). Somit steht es den in anderen Lebensbereichen erfolgreichen Frauen und Männern frei, auf Kinder zu verzichten, da es Frauen und Männer gibt, für die „Familie und Kinder einen Eigenwert [haben], der sich dem ökonomischen Kalkül entzieht“ (162).

Was die im Vergleich zu anderen europäischen Ländern geringere Kinderzahl in Deutschland angeht, so verweist Hondrich erneut auf die damit verbundenen Chancen für Familie, Wirtschaft und Gesellschaft. Auch im Kapitel über den Geburtenrückgang im Kampf der Kulturen verläßt den Verfasser sein Optimismus nicht. Zwar findet er Samuel Huntingtons „vielschmähete“ (177) These vom Kampf der Kulturen von der Wirklichkeit eingeholt, insbesondere dort, wo etwa islamische Kulturen „der kulturellen Verwestlichung und militärischen Präsenz des Westens [...] unmittelbar, ja ungeschützt ausgesetzt sind“ (178). Doch auch hier, vor allem aber in den Einwanderungsländern des Westens, also auch Deutschland, erweist es sich: „Mag der islamische Fundamentalismus denn die westliche Kultur auch in Bausch und Bogen ablehnen, so ist er aufgrund seines kämpferischen Habitus doch darauf angewiesen, westliche Waffen-, Kommunikations-, Organisations- und Kapitalbildungstechnologie zu übernehmen. Mit ihrer Hilfe die bevorzugte islamische Wertewelt zu stär-

ken, ist die Absicht. Unbeabsichtigt aber verwandeln sich in demselben Vorgang diejenigen, die gegen den Westen kämpfen, dem Westen an“ (178).

Für den Binnenraum der deutschen Gesellschaft gilt: „Mit Genehmigungsverfahren, Bauauflagen, Aufsichts- und Kontrollkompetenzen, Lehrerausbildungsprogrammen, Nachbarschaftsanörungen, Rechtsstreits, Rede- und Antwortanforderungen in öffentlichen Diskussionen und Kommunalparlamenten zwingt sie [d.i. die deutsche Kultur] den islamischen Gemeinden Organisations- und Rechtsformen, Verfahren und Diskursregeln, Werte-Bekenntnisse und Willfähigkeiten, kurz das ganze Arsenal der westlichen politischen Kultur auf“ (185). Denn „wenn an einem Ort eine vorhandene und eine neu hinzukommende Lebensform aufeinandertreffen, wird sich die ältere durchsetzen“ (186). Diesen Vorgang hat Hondrich das „Methusalem-Gesetz“ genannt (ebd.). Schließlich weist auch er auf die „Führungsrolle“ hin, die junge Frauen in diesem Prozeß der Akkulturation übernehmen, ohne dabei „die Rücksicht auf den Gesamtkomplex der Familie zu verlieren“ (192). Im Kapitel „Das Individuum ohne Kinder“ richtet Hondrich seine Aufmerksamkeit auf das Individuum. Aufgrund von funktionaler Differenzierung, der Verlängerung der Lebenszeit und dem Sinken der Fertilitätsrate hat seiner Auffassung nach das Individuum nicht nur ein gesteigertes Gefühl seiner selbst, man könnte auch sagen ein höheres Maß an Identität entwickelt, sondern auch eine gesteigerte Problemlösungsfähigkeit für sich und die von ihm mitgetragenen gesellschaftlichen Subsysteme (vgl. 203). Dieses Individuum ist, ob jung, alt oder den besonders belasteten mittleren Jahren zugehörig, geradezu prädestiniert, die Folgen sinkender Geburtenraten zu bewältigen. Daher wird nach Auffassung des Autors der bei sinkenden Geburtenraten befürchtete Kampf der Generationen, soweit er über integrativ zuträgliche Normalkonflikte hinausginge, unwahrscheinlicher denn je (vgl. 207).

Angesichts der Eigenlogik und des Eigensinns der Lebenssphären/Subsysteme Familie, Kirchen, Universitäten und obwohl immer wieder gefordert, ist nach Auffassung Hondrichs der „absichtsvolle Einsatz von Macht“ (230), also staatliche Politik als Steuerungsinstrument mit dem Risiko der Fehlsteuerung und unbeabsichtigten Auswirkungen behaftet, wenn nicht gar zum Mißerfolg verurteilt.

Nehmen wir das Beispiel Frankreich: „Nicht die französische Politik hat in den letzten Jahren die nationale Kultur der Mutter-Kind-Beziehung geformt. Es war

umgekehrt das gesellschaftliche Leitbild der unabhängigen Frau, die sich nicht zur Gebärmutter, aber auch nicht zu einem kinderlosen oder -armen Wirtschaftssubjekt herabwürdigen lässt, das den Politikern die einschlägigen Maßnahmen und Parolen zugunsten der Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft in die Feder diktiert" (244). Doch auch hier gibt es unbeabsichtigte Folgen: „Die Jugendarbeitslosigkeit ist in Frankreich durchgehend doppelt so hoch wie in Deutschland. In den Vorstädten der Großstädte erreicht sie 40 bis 50 Prozent. Die Unzufriedenheit der Jungen macht sich in Unruhen und Brandstiftungen Luft. Brennende Autos sind ein Fanal" (246).

Der kulturvergleichende Ansatz bringt Hondrich im Schlußkapitel auch dazu, mit der Illusion aufzuräumen, daß sich mit den massenmedial vermarkteten Leitbildern von der Karrierefrau mit Kindern und dem Neuen Mann „die Realität in die jeweils gewünschte Richtung drängen lasse" (257). Eine Leitvorstellung, die eine über Jahrtausende entwickelte geschlechtliche Arbeitsteilung aushebeln möchte, übersieht „genau die Überlastungssyndrome für Frauen [...], die schon für die Gegenwart kennzeichnend sind" (257).

Diese Arbeitsteilung hat sich von einer geschlechtsspezifischen zwischen häuslicher und außerhäuslicher über eine partnerschaftliche Arbeitsgemeinschaft, die Arbeitsteilung zwischen ledigen und kinderlosen Paaren hin zu einer transnationalen Arbeitsteilung von produktiven und reproduktiven Aufgaben entwickelt (vgl. 261f.). Und mit Blick auf dieses vorerst letzte Stadium sieht Hondrich in den Statistiken der Demographen keinen Grund zu Panik und auch keinen „Handlungsbedarf" der Politik.

Ob Vermächtnis oder Streitschrift, Hondrichs Buch könnte Leben in erstarrte, stereotype Denkmuster bringen. Ob seine originellen und vom familienpolitischen Konsens abweichenden Fragen und Lösungsvorschläge Anschluß und Berücksichtigung in ebenso neuen Forschungsprojekten finden können, hängt nicht zuletzt von den Präferenzen einer Forschungsförderungspolitik ab, die längst in den universitären Bereich hineinregiert, d.h. dessen Fähigkeit zur Selbststeuerung erheblich eingeschränkt.

Hier haben wir ein Beispiel, an dem sich zeigen ließe, wie empiriefremd sich Hondrichs theoriegeleitetes Temperament entfalten kann. Sicher sollte man einmal die Theorie mit ihren Ausformungen, etwa das „Methusalem-Gesetz" auf den Prüfstand kultursoziologischer Diskussion bringen, sicher auch die an Piagets Theorie

der kognitiven Entwicklung beim Individuum erinnernde Vorstellung von kollektivem Lernen, sicher auch die These von der Ohnmacht des Individuums; schließlich läßt sich im Bereich der Kunst, leider auch dem der Politik so manches Gegenbeispiel finden. Bei allem erschiene es mir aber bedauerlich, wenn die Chance einer bei Hondrich angelegten Neuorientierung der Familienforschung und Familienpolitik nicht aufgegriffen würde.

Heinz Otto Luthé

Kinder: Glück mit Risikofaktor

Robert Hettlage: Freude an Kindern. Glücksambivalenzen in der Alltagswelt. In: Alfred Bellebaum, Detlef Herbers (Hrsg.): Glücksangebote in der Alltagswelt. Aschendorff Verlag. Münster 2006. 29,80 Euro, S. 107-130.

Sind die sinkenden Geburtenzahlen ein Indiz dafür, daß Kinder mehr als Belastung denn als Freude betrachtet werden? Versprechen sich (potentielle) Eltern Glück von Kindern? Und wenn nicht: was heißt das für die Gesellschaft? Die im Titel genannten „Glücksambivalenzen" machen deutlich, daß es sich um einfache Rechnungen nicht handelt.

Der Soziologe Robert Hettlage beginnt seine Ausführungen mit einem historischen Überblick zur Entstehung der bürgerlichen Familie. Heute wird das „Lebensführungsmodell ‚Familie'" nur dann gewählt, wenn es sich mit individuellen Zielen wie Beruf, Karriere und Sicherheitsbedürfnis vereinbaren läßt (114). Familienplanung ist heute befreit vom biologischen Automatismus und sozioökonomischen Kinderzwang. In der konkreten Planung werden Kinder sowohl als Freude als auch als erwartbare Last empfunden; das erste Kind werde elternorientiert geplant, das zweite geschwisterorientiert (das erste soll kein Einzelkind bleiben). Daß für Frauen der Beruf wichtig ist, habe am Stellenwert von Familie und Kindern wenig geändert, und so sei heute nicht die Frage, ob Mütter arbeiten sollen, sondern wann sie damit beginnen. „Gesamthaft hat sich als Alltagswissen herauskristallisiert, dass Frauen eine Doppelorientierung auf Familie und Beruf zugestanden wird, die wohl auf Kosten eines schlechten Gewissens, aber nicht auf Kosten der Kinder gehen darf." (118)

Und was ist mit den Männern? „Hinsichtlich der traditionellen Rollenteilung hat sich das Gleichheits- und Partnerschaftspostulat – jenseits verbaler Beteuerun-

gen durch die Männer – weniger durchgesetzt." (119) Kinder machen Arbeit, und die bleibt meist an den Frauen hängen. „Kinderfreude hat ihren Preis! Männer sind dabei eher Trittbrettfahrer, die das ‚Kollektivgut‘ haben, aber den Preis nicht zahlen wollen." (119) Die „Egalitäts- und Konsensfiktion" (119) habe mit dem realen Familienalltag wenig zu tun; die Kluft zwischen Gleichheitserwartungen und Ungleichheitsrealitäten sei häufig ein Scheidungsgrund. Frauen werden bisweilen als Konkurrenten der Männer gesehen, ihre größere ökonomische und soziale Unabhängigkeit führt auch zu Konflikten. Treffend ist dieser Abschnitt überschrieben mit „Verhaltens- und Rollenstarre" (118). Die Gründe für den Geburtenrückgang im Europa der 60er und 70er Jahre haben nicht mit einer nachlassenden Wertschätzung der Familie zu tun, vielmehr seien es institutionelle Vorgaben, die die Familienbildung erschweren (hier bezieht sich Hettlage auf Franz-Xaver Kaufmann). Einst galt Kinderlosigkeit als privates, ökonomisches Unglück, heute wird sie als gesellschaftliches Unglück gewertet. Der Verfasser schildert auch die Veränderung der Elternwelten und des Kindseins, beispielsweise die immense Wirkung der Medien auf die Kinder und die Ökonomisierung der Kinderwelt. Die Möglichkeit, aus verschiedenen Lebensentwürfen zu wählen, kann dazu führen, daß Lebensfreude als Gegenmodell zur Kinderfreude (miß)verstanden wird und Berufszeit als unvereinbar mit Familienzeit. Nicht ganz überraschend ist Hettlages Fazit: Elternschaft ist (um mit Dieter Thomä zu sprechen) eine riskante Lebensform, und ein Leben mit Kindern ist durchaus glücksverdächtig – aber keineswegs eine Glücksgarantie.

Stefanie Haas

Politik(wissenschaft), Wirtschaftswissenschaft

Wenn Frauen nicht nur das eine wollen

Bertelsmann-Stiftung (Hrsg.): Karrierек(n)ick Kinder. Mütter in Führungspositionen – ein Gewinn für Unternehmen. Verlag Bertelsmann-Stiftung. Gütersloh 2006. 102 Seiten. 16 Euro.

Das Thema „Vereinbarkeit von Familie und Beruf" ist seit einiger Zeit in aller Munde, wenn vielleicht auch nicht in allen Köpfen; eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Machbarkeit von Familie und Karriere für

Frauen scheint jedoch ein noch fernes, kaum in Angriff genommenes Ziel sowohl der Politik als auch der Unternehmen zu sein.

Die Bertelsmann-Stiftung will zusammen mit dem Bundesfamilienministerium hier nun einen Schritt in die richtige Richtung machen und mit ihrer Studie aus dem Jahr 2005 einen empirisch fundierten Einblick in die Situation von Müttern in Führungspositionen geben.

Mit Hilfe einer Befragung von 42 Müttern in Führungspositionen (explorative Fallstudie) und einer anschließenden Online-Befragung von 444 weiteren berufstätigen Frauen sollten u.a. folgende Fragen beantwortet werden:

- ▶ Was zeichnet im Beruf erfolgreiche Mütter aus?
- ▶ Welche Persönlichkeitsfaktoren und Motivation haben sie?
- ▶ Wie schaffen es Mütter in Führungspositionen, die täglichen Anforderungen zu bewältigen?
- ▶ Was sind ihre Erfolgsfaktoren oder praktischen Lösungsstrategien?
- ▶ Mit welchen Herausforderungen und Widerständen müssen sie kämpfen?
- ▶ Wodurch erfahren sie Unterstützung?
- ▶ Welche Hinweise aus erster Hand gibt es für eine Verbesserung der Rahmenbedingungen für karrierebewußte Mütter?

Das knapp 100seitige Buch ist leicht lesbar, aber auf den ersten Blick etwas verwirrend gegliedert. Auf den zweiten Blick entpuppt sich jedoch das erste Kapitel (mit den zentralen Aussagen) als eine Kurzfassung des wenig später folgenden Ergebniskapitels, was für eilige Leser durchaus seinen Reiz hat.

Inhaltlich gibt es wenige Ergebnisse, die nicht schon intuitiv vermutet werden konnten. Besonders erfreulich ist jedoch, daß die Studie klar herausstellt, wie unabdingbar für eine veränderte Frauen- und Mutterrolle und damit für eine Vereinbarkeit von Familie und Karriere ein verändertes Männerbild und Vaterverständnis ist. Positiv ist weiterhin, daß zum einen Ergebnisse durch konkrete Aussagen der Befragten veranschaulicht werden, zum anderen die Befragungsergebnisse in Handlungsempfehlungen für Unternehmen als auch die Politik münden.

Last but not least gibt es kurz der interessierten Leserin ein paar Hinweise für die Vereinbarkeit von Kind und Karriere im eigenen Leben.

Nikola Jentzsch

Neuordnung der Geschlechterverhältnisse – ohne Familie?

Peter A. Berger, Heike Kahlert (Hrsg.): Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse. Campus. Frankfurt am Main 2006. 312 Seiten. 29,90 Euro.

Man würde den vorliegenden Sammelband möglicherweise unter dem Schlagwort „Familienpolitik“ gar nicht suchen. Aber auch eine „Politik der Geschlechterverhältnisse“ (so der Titel der Reihe, in welcher der Band als Nr. 32 erscheint) ist eine Form von Familienpolitik; und wenn man den Tenor der Beiträge dieses Bandes mit dem vergleicht, was zur Zeit in Deutschland familienpolitisch diskutiert und teils realisiert wird, dann wird man den politischen Einfluß dieser „Geschlechterpolitik“ als Familienpolitik nicht mehr unterschätzen. Um so wichtiger ist die Auseinandersetzung mit den hier vertretenen Positionen.

Der größere Teil der Aufsätze stammt – so die Einführung – aus einer Vortragsreihe des Instituts für Soziologie und Demographie der Universität Rostock in Kooperation mit der Heinrich-Böll-Stiftung Mecklenburg-Vorpommern, gefördert durch die Gleichstellungsbeauftragte der dortigen Landesregierung. Der Untertitel des Bandes deutet an und das Schlußwort verdeutlicht die Intention des Unternehmens: Der demographische Wandel wird unter feministischem Blick als Chance zur Neuordnung der Geschlechterverhältnisse erörtert. Die Vision ist eine geschlechteregalitäre Gesellschaft mit demokratisch ausgehandelter und politisch gestützter Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Die Modernisierung der Geschlechterverhältnisse soll unser demographisches Problem „möglicherweise [...] ganz von selbst“ lösen (307).

Dieser Hoffnung entspricht die Diagnose der Ausgangslage, nämlich eine Situation der Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche, zumal für Deutschland eine „Kollision zwischen modernen Lebensansprüchen der Menschen und einer Politik, die im Kern an traditionellen Familienvorstellungen festhielt“ und dazu geführt habe, „dass nicht nur die tatsächlichen, sondern auch die gewünschten Kinderzahlen je Frau heute zu den geringsten in Westeuropa gehören“ (15, dort als Zitat). In der Tat korrelieren derzeit in den „modernen“ Ländern (Skandinavien, Frankreich) höhere Erwerbstätigenquoten der Frauen positiv mit höheren Geburtenraten. Der Siebte Familienbericht der Bundesregierung von 2005, noch von der rot-grünen Koalition verantwortet, und

das auf seiner Linie liegende, von der Großen Koalition eingeführte Elterngeld werden deshalb im vorliegenden Band als Anzeichen eines positiven Paradigmenwechsels begrüßt. Weitere Modernisierung in diesem Sinn soll also unser demographisches Problem lösen.

Die insgesamt zehn Beiträge des Bandes können hier nicht einzeln referiert werden. Die angesprochene Grundintention und eine grün-feministische Färbung ist ihnen, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, gemeinsam, was ihrer wissenschaftlichen Qualität keinen Abbruch tut. Unsere Frage an den Band lautet, ob wissenschaftliche Argumentation und Intention/Wertungen schlüssig zusammenpassen. Diesbezüglich fallen mir eine Reihe von Ungereimtheiten auf, die ins Zentrum gegenwärtiger familienpolitischer Streitfragen führen. Das soll an Beispielen verdeutlicht werden.

Regina-Maria Dackweiler, Politikwissenschaftlerin in Bielefeld, schreibt über „Reproduktives Handeln im Kontext wohlfahrtsstaatlicher Geschlechterregime“. Überzeugend kritisiert sie an der Diskussion über das Demographieproblem eine biologistisch-behavioristische Orientierung am „Fertilitätsverhalten“ und setzt dem einen humanen Handlungsbegriff entgegen, der auch das „Reproduktionsverhalten“ der Menschen als verantwortliches Handeln im Rahmen ermöglichender und/oder begrenzender Rahmenbedingungen versteht. Dem kann man nur voll zustimmen. Aber ein Wissenschaftler wie etwa Franz-Xaver Kaufmann, der das durchaus ebenso sieht, wird von der Autorin in die Nähe „völklich-nationaler“ Denkweisen gerückt, nur weil er das Demographieproblem nicht ganz so harmlos sieht wie die Autorin (vgl. *Eichstätter Familien-Prisma* 1/2006, S. 12f.). Mit Sympathie liest man Frau Dackweilers Plädoyer für die gesellschaftliche Anerkennung aller Betreuungsarbeit, für ihre Gleichstellung mit Erwerbsarbeit. Aber ihre mehrfache Warnung vor der Wiederbelebung oder gar der Normierung der „heterosexuellen Kernfamilie“ scheint mir dazu in einer eigenartigen Spannung zu stehen. Die Familie als Ort und Hort von Betreuung kommt nicht in den Blick. Mit ähnlich zwiespältigen Eindrücken liest man den Beitrag von **Ilona Ostner**, Professorin für Sozialpolitik in Göttingen, über „Paradigmenwechsel in der (west)deutschen Familienpolitik“. Mit Kennerschaft durchmustert sie die deutsche Familienpolitik von ihren Anfängen bei Adenauer und Würmeling bis in die Gegenwart der Großen Koalition. Ihr leitender Aspekt ist der von „Familiarisierung und Entfamiliarisierung“. Familiarisierend nennt sie eine Politik, die die Familie eher

als Institution betrachtet und die Möglichkeiten der Frauen fördern möchte, Mütter zu sein. Entfamiliarisierende Politik zielt dagegen eher auf Frauenförderung, auf die Egalität der Geschlechter und auf Frauenerwerbstätigkeit.

Das wird (scheinbar) alles wertneutral referiert, zumal für beide Varianten von Politik negative und positive Formen unterschieden werden. So gilt der Mangel an Kinderbetreuungsmöglichkeiten als negative Form der Familiarisierung, ein Erziehungsgeld oder Erziehungsgeld als positive Form. Entsprechend wären gute Betreuungsmöglichkeiten eine positive, individuelle Besteuerung der Eltern eine negative Form der Entfamiliarisierung. Für die gesamte Europäische Union und zunehmend auch für Deutschland konstatiert die Autorin abschließend eine Politik der Entfamiliarisierung. Demgegenüber, meint sie, müßten sich feministische Forderungen heute auf mehr Zeit für Kinder „jenseits von Markt und Staat“ richten (192). Familienpolitische Konsequenzen daraus in dem treffend beschriebenen Dilemma zieht sie nicht.

Hans Bertram, Professor für Soziologie in Berlin und Vorsitzender der Kommission für den Siebten Familienbericht, trägt in seinem Beitrag erneut sein Plädoyer für bessere Rahmenbedingungen für Eltern in der „rush hour des Lebens“ vor: Veränderungen im Erwerbsleben, in den Lebensläufen und in den Zeitregimen habe in allen OECD-Ländern zum „demographischen Paradox“ geführt: Der Gewinn an Lebensjahren und an Freiheiten geht einher mit zunehmenden gesellschaftlichen Kosten zur Finanzierung der Alten, mit Mangel an Kindern und an Zukunftsfähigkeit. Die Entscheidung für Kinder führe für junge Paare in eine „ökonomische Achterbahn“. Elterngeld und zeitliche Entzerrungen in den Anforderungen der frühen Jahre, vor allem neue Zeitmodelle in der Erwerbsarbeit, sollen Abhilfe schaffen. Entsprechend hatte der Siebte Familienbericht (2005) nachhaltige Familienpolitik mit drei Schwerpunkten entwickelt: als „Zeitpolitik“, die Familien- und Erwerbsarbeit besser vereinbar machen soll; als Infrastrukturpolitik zur Verbesserung der Betreuungs- und Bildungsmöglichkeiten für Kinder; als Transferpolitik zur zielgenaueren Unterstützung junger Eltern (Elterngeld).

Ute Klammer, Professorin für Sozialpolitik in Mönchengladbach, unterstützt und ergänzt das mit Forderungen und Vorschlägen zu einer lebenslauforientierten Sozialpolitik, ineins mit einer Neuordnung der Geschlechterverhältnisse. Die erhöhten Anforderungen und Unsicherheiten in den jungen Jahren bedürften

neuer Aufmerksamkeit und einer Sozialpolitik, die für Frauen wie für Männer eine work-life-balance ermögliche nach dem Leitbild der Verbindung von Erwerbstätigkeit und Fürsorgepflicht.

Das alles klingt sympathisch und überzeugend, wird auch in seiner Dringlichkeit mit reichlich Zahlenmaterial belegt. Man kann Bertram nur zustimmen, wenn er betont, die Leistungen der Familien (Heranbildung von „Humanvermögen“ und von Solidaritätspotential) erforderten Zeit, also seien neue Zeitmodelle nötig. Die Bereitschaft in Kinder zu investieren, müsse für Wirtschaft und Politik den gleichen Stellenwert erhalten wie berufliche Erwerbsarbeit. Das hört sich an, als solle wirkliche Wahlfreiheit für Eltern zwischen Familie und Erwerbsarbeit ermöglicht werden, wie sie zum Beispiel von manchen Familienverbänden gefordert wird. Sie ist aber offensichtlich nicht gemeint; denn die Mehrkinderfamilie, in der die Frau sich ausdrücklich für den „Beruf“ der Hausfrau und Mutter entscheidet, mit entsprechender Unterstützung durch angemessene Finanztransfers, sie kommt bei Bertram und auch bei Ute Klammer nicht vor, obwohl Bertram an einer Stelle den höheren Anteil von Mehrkinderfamilien in Frankreich im Vergleich zu Deutschland registriert. Genau diese Differenz macht aber die höhere Geburtenrate Frankreichs aus: denn in Deutschland haben nicht weniger Frauen Kinder als in Frankreich, sie haben aber weniger Kinder. Die Freiheit der Frauen zur Erwerbstätigkeit zwingt uns nicht dazu, die traditionelle Mehrkinderfamilie abzuschreiben. Sie verdient mindestens die gleiche Aufmerksamkeit der Politik wie das junge Paar mit einem Kind.

Die bisher angesprochenen Beiträge zeichnen sich bei allen Fragen, die man an sie stellen muß, durch hohes wissenschaftliches Niveau und durch methodische Transparenz aus. Das kann man von dem Beitrag des Kölner Politikwissenschaftlers **Christoph Butterwegge** leider nicht sagen.

Für ihn gibt es das Demographieproblem gar nicht. Er behauptet, das sei ein „Knallfrosch“, eine „ideologische Nebelkerze“, mit der der Sozialabbau begründet werden solle. Stattdessen wären mehr Umverteilung zugunsten der Ärmere und eine allgemeine Bürgerversicherung zur Heranziehung der Reichen nötig. Über letzteres kann man ja streiten, und das geschieht auch in Wissenschaft und Politik. Aber die Argumente, mit denen Butterwegge das Demographieproblem wegdefiniert, sind doch arg kurzschlüssig.

Die Bevölkerungswissenschaft, so Butterwegge, könne keine statistisch sicheren Prognosen abgeben. Das ist richtig, aber die starke Zunahme der Alten und die Abnahme der Jungen sind heute nicht mehr nur Prognose, sondern Faktum; und die kumulativen Effekte des heutigen Bevölkerungsaufbaus sind durchaus prognostizierbar.

Die künftig geringere Zahl an Erwerbstätigen und Beitragszahlern, so Butterwegge weiter, werde kompensiert durch deren höhere Produktivität und durch Einsparungen im Betreuungs- und Bildungsbereich. Letzteres paßt zu dem allgemeinen Ruf nach mehr Bildungsinvestitionen wie die Faust aufs Auge. Es ist freilich richtig, daß heute dank gesteigener Arbeitsproduktivität weniger Beitragszahler mehr Rentner besser unterstützen können als vor Jahrzehnten. Insofern ist die Zahl der Erwerbstätigen allein nicht ausschlaggebend für die Zukunft unserer Sicherungssysteme. Aber die Annahme stetig im notwendigen Maß steigender Produktivität ist auch eine unsichere Prognose, und sie setzt genügend nachwachsendes Humanvermögen mit der nötigen Innovationskraft und Solidarität voraus. In manchen Regionen Ostdeutschlands kann man heute schon beobachten, was passiert, wenn dieses Humanvermögen ausbleibt oder wegzieht.

Schließlich bagatellisiert Butterwegge auch die enorme Staatsverschuldung, indem er ihr die Forderungen und Zinseinkünfte der Bürger gegenüberstellt, bei denen der Staat sich verschuldet hat. Das Ganze scheint ihm also ein harmloses Nullsummenspiel. Aber die Kriterien für eine gerechtfertigte Verschuldung, die Butterwegge selbst nach Richard Hauser anführt, sind derzeit in Deutschland gerade nicht eingehalten; und daß die Politik bei weiter wachsender Schuldenlast immer mehr an Spielraum verliert, das heißt die Möglichkeiten künftiger Generationen immer weiter einschränkt, ist ihm kein Gedanke wert.

Unter wissenschaftlichem Niveau sind, von diesen Sachzusammenhängen abgesehen, Sprache und polemische Rundumschläge Butterwegges gegen einen nie eindeutig identifizierten Gegner. Das sind pauschal die Neoliberalen, die den Sozialstaat abbauen wollen; das sind aber auch die Bevölkerungswissenschaftler und hysterische Journalisten, für die die Familie ein „Fetisch“, das Kind ein „Kultobjekt“ und Mutterschaft ein „Mythos“ ist. Sie alle werden als Ideologen abqualifiziert, gegen die der Autor die richtige Erkenntnis und das richtige Rezept hat: Das Demographieproblem gibt es nicht, wenn wir alle Bürger zu einer umfassenden

Sozialsteuer heranziehen und durch mehr Umverteilung die Armut beseitigen.

Der Beitrag von Butterwegge ist in dem Band ein Ausreißer, ein wissenschaftliches Leichtgewicht. Dagegen verdient der Band insgesamt eine ernsthafte Auseinandersetzung. Seine Grundthese heißt, das Demographieproblem sei lösbar durch eine egalitäre Neuordnung der Geschlechterverhältnisse. Diese soll zielen auf eine Balance zwischen Erwerbs- und Betreuungsarbeit für Frauen und Männer.

In der erfreulich positiven Gewichtung der Betreuungsarbeit nähern sich die Autoren durchaus traditionellen Vorstellungen und formulieren ähnliche Forderungen an Politik und Wirtschaft wie z.B. christliche und konservative Stimmen. Der gravierende Unterschied zu diesen besteht darin, daß die Frage nicht gestellt wird, ob und wie weit zuverlässige Betreuung, sei es der Kinder, sei es der Kranken und Pflegebedürftigen, die Familie als Institution und als zuverlässige Beziehungsgemeinschaft voraussetzt. Zugespitzt formuliert: Familie kommt bei den Autoren nicht oder nur unter negativem Aspekt vor, von der Ehe ganz zu schweigen. Den Art. 6.1 des Grundgesetzes scheint es für die Autoren auch nicht mehr zu geben.

Man darf füglich bezweifeln, daß fortschreitende Gleichstellung der Geschlechter – sofern sie nur emanzipatorisch-individualisierend gedacht und realisiert wird – als Antwort auf unsere Probleme ausreicht. Nicht nur in der Sozialethik, sondern auch in der Soziologie gibt es heute wieder Stimmen, die die Unentbehrlichkeit von Institutionen für die zweite, die „soziale Geburt“ des Menschen, für einigermaßen verlässliche Sozialbeziehungen und für eine solidarische Gesellschaft betonen.

Man gewinnt aus dem vorliegenden Sammelband den Eindruck, daß eine feministisch grundierte Betrachtungsweise das Dilemma unserer Gesellschaft inzwischen sieht, aber nicht durchdringt zu der Frage, wie ein angemessenes Verhältnis von individueller Selbstbestimmung und sozialer Verpflichtung privat zu gestalten und öffentlich zu stützen wäre. Umso wichtiger bleibt es, daß andere Kräfte, zumal Kirchen und christliche Verbände, darauf überzeugende Antworten finden; überzeugend im Kontext selbstverständlich gewordener Gleichberechtigung der Geschlechter und zur Regel gewordener Erwerbstätigkeit der Frauen. Überzeugen werden solche Antworten nur, wenn man aus den ideologischen Grabenkämpfen zwischen falschen Alternativen wie Familie oder Beruf, Kinder oder Erwerbsarbeit

herauskommt. Diese sind schon deshalb falsch, weil in unserer pluralisierten Gesellschaft die Politik keine einfachen Lösungen parat haben kann, sondern ganz unterschiedlichen Problemlagen gerecht werden muß.

Bernhard Sutor

Wenn Human Resources ein Eigenleben haben

Marcus Schmitz: Familienfreundliche Personalpolitik In: Zukunftsforum Politik, Nr. 74. Konrad-Adenauer-Stiftung. Sankt Augustin 2006. 120 Seiten. Kostenlos anzufordern bei robert.bischoff@kas.de.

„Work-Life-Balance: Hierbei handelt sich um eine utopische Vorstellung, nach der sich Arbeit und Leben im Gleichgewicht befinden, früher auch bekannt als Paradies auf Erden. Alle glauben an die Idee einer Work-Life-Balance – besonders der aufgeschlossene Personalchef propagiert sie. Denn nur ein ausgeglichener Mitarbeiter sorgt für optimale Umsätze. Da aber in Wirklichkeit nur ein rund um die Uhr arbeitender Mitarbeiter für optimale Umsätze sorgt, hat dieser dafür zu sorgen, dass es so aussieht, als sei er ungeheuer ausgeglichen. Sonst macht er den Personalchef unausgeglichen, der nur gutgelaunte Mitarbeiter um sich haben will und schlecht gelaunte links liegen lässt, die faulen Hunde“ (*Süddeutsche Zeitung* vom 17./18. Februar 2007, Beruf und Karriere, V2/13).

Oder anders gefragt: Was ist dran an einer familienfreundlichen Personalpolitik und warum sollten Unternehmen ernsthaft an den privaten Belangen ihrer Mitarbeiter interessiert sein?

Marcus Schmitz nähert sich dieser Fragestellung in den ersten Kapiteln seines Buches *Familienfreundliche Personalpolitik* mit gesamtgesellschaftlicher Brille, ohne dabei jedoch die Bedeutung der gesellschaftlichen Veränderungen für die Unternehmen aus den Augen zu verlieren.

Vor dem Hintergrund des technischen Fortschritts, der Globalisierung, des Wandels der Rollenbilder und der demographischen Veränderungen geht der Verfasser im vierten Kapitel kurz auf die Anforderungen an Unternehmen ein. Der eigentlichen Fragestellung nach einer Begründung für ein familienorientiertes Personalmanagement nähert sich Schmitz dann im fünften Kapitel mit der Darstellung der Anforderungen an Mitarbeiter. Hier wird sehr schön deutlich, daß die Bedürfnisse von Arbeitgebern denen von Arbeitnehmern in vielen Berei-

chen entgegenstehen (z.B. Flexibilität versus Planbarkeit, Verlässlichkeit). Dies allein hat aber nicht automatisch die Konsequenz, daß damit ein Personalmanagement gefordert ist, das die privaten Belange der Mitarbeiter mit den Interessen des Unternehmens in Einklang bringt. Bei der heutigen Arbeitsmarktlage könnte man auch einfach dazu übergehen, nur Arbeitnehmer zu beschäftigen, deren Lebensmotto lautet: „Ich lebe um zu arbeiten“. Aber genau hier beginnt das Problem. Durch den demographischen Wandel, aber auch die unetliche Ausbildungspolitik der Unternehmen herrscht inzwischen in vielen Bereichen Arbeitskräftemangel. Um es mit den Worten des Autors zu sagen: Es geht den Unternehmen um die Potentialträger, qualifiziertes Personal wird zum Engpaßfaktor. Diese Argumentation des Autors beschränkt sich damit auf die Personalgewinnung; kurz angesprochen, aber leider nicht weiter verfolgt wurde, daß eine familienorientierte Personalpolitik aus Sicht des Unternehmens für *alle* Mitarbeiter vorteilhaft ist, da sie über die Leitungsfähigkeit hinaus die Leistungsbereitschaft eines *jeden* Arbeitnehmers erhöhen kann.

Nach einer Verortung des Personalmanagements im Unternehmen (Kapitel sechs und sieben), über deren Darstellungswichtigkeit im Rahmen dieses Buches sich sicher streiten läßt, liegt der Schwerpunkt des achten Kapitels auf der Vorstellung familienfreundlicher Maßnahmen der Personalpolitik. Hier gewinnt der Leser einen wenn auch nicht umfassenden, aber doch guten Einblick in das breite Spektrum möglicher Maßnahmen. Kapitelteil 8.9, der die Kosten und Nutzen der familienfreundlichen Maßnahmen noch einmal explizit darstellt, hat aus betriebswirtschaftlicher Sicht eine immense Bedeutung, wirkt aber leider an dieser Stelle etwas zusammenhangslos, da sich dieser Aspekt bereits von Anfang an durch das Buch zieht. Außerdem wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Autor aus seinem betriebswirtschaftlichen Duktus ausbricht und statt von einer Kosten- bzw. Nutzenaufstellung eher von einer Vorteils-Nachteils-Analyse gesprochen hätte. Dies wäre der Bandbreite dieses Themas eher gerecht geworden, zumal viele Vorteile kaum direkt monetär sichtbar gemacht werden können. Am Ende des Buches schließt sich der Kreis, indem der Autor noch einmal kurz auf die gesellschaftspolitischen Auswirkungen einer familienfreundlichen Personalpolitik eingeht und Handlungsfelder der Familienpolitik anreißt.

Nikola Jentzsch

Theologie, Religionspädagogik

Ein integrativer und spiritueller Blick auf Beziehungen

Detlef Hein: Spiritualität in Partnerschaft. Grundlagen und Perspektiven psychologischer Paarberatung. Kohlhammer. Stuttgart 2005. 328 Seiten. 25 Euro.

Der Autor dieses Buches ist Pfarrer, Diplom-Pädagoge, Ehe- und Lebensberater, TZI-Gruppenleiter und Supervisor der Evangelischen Konferenz für Familien- und Lebensberatung. Dieses Spektrum an konkretem Erfahrungshintergrund in Sachen Ehe und Familie wird in der Veröffentlichung auch deutlich.

Die Grundthese Heins ist, daß menschliche Spiritualität ein Ausdruck der Evolution und Evolution Ausdruck des Seins ist. Auf dem Hintergrund naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und mystischer Erfahrung stellt er Überlegungen zu einem Wechselprozeß von Spiritualität und Evolution an und verbindet diese mit Konzepten psychologisch-seelsorglicher Paarberatung.

„Göttliche Stimmen und die Evolution des Bewusstseins“ führt Hein eingangs zusammen und kommt zu dem Schluß, daß es die Mystik ist, die einen zukunftsweisenden Ansatz zum interreligiösen und interdisziplinären Dialog ermöglicht.

Beziehung als lebenserhaltendes Phänomen von Anfang an stellt sich als dar als „Intelligenz der Lebensgestaltung“ in ihrer spirituellen, emotionalen und rationalen Ausprägung, die den Menschen erst zum „homo religiosus“ macht. Dabei zieht er die neueren Erkenntnisse der naturwissenschaftlichen Gehirnforschungen („Spirituelle Intelligenz“ von Zohar und Marshall) zur Erklärung heran.

Inwiefern Heilung durch Beziehung geschehen kann und welche Bereiche des Erkennens und Erlebens im Laufe der menschlichen Entwicklung dies bewirken, analysiert Hein mit der Beschreibung zweier Paradigmenwechsel im Verständnis von Krankheit und Heilung – ein dritter bahnt sich aktuell durch eine Veränderung im medizinischen Denken an: „Eine so gewandelte Medizin dürfte keine Schwierigkeiten mit echter Spiritualität und echte Spiritualität kein Problem mit einer offenen Heilkunst haben. Ganzheitliche Heilung erfordert die Wiederannäherung von Medizin, Psychotherapie und Spiritualität.“ (86)

Speziell darin liegt für ihn der Ansatz, der auf der Ebene individueller Beziehungsgestaltung und professioneller Unterstützung bei Beziehungsproblemen klären und weiterhelfen kann.

Mit den „Wurzeln der Liebe“, mit der „Arbeit an der Liebe“ sowie mit dem Phänomen der Scheidung im Rahmen der „Institution Ehe“ befaßt sich der Autor in den folgenden Kapiteln auf eine äußerst integrative Weise. Auf dem Hintergrund seiner Erfahrungen aus der Paarberatungspraxis beschreibt er schließlich, mit Blick auf das Erbe der Menschheitsgeschichte, die „Pfade durch das Chaos der Liebe“ (z. B. Täuschung, Untreue), die Beratungs- und Therapiedimension und stellt „Treue als Prozess“ auf dem inneren Weg der Liebe heraus. Im Schlußkapitel werden Leitbilder offizieller kirchlicher Verlautbarungen und deren Bezug zur Lebenswirklichkeit (das Verhältnis von „richtig“ und „gut“) kritisch beleuchtet. Der Wert einer „Gemeinschaftsgerechtigkeit“ impliziere die Gefahr, die Vielfalt biographischer Lebenslagen auszublenden, deshalb sieht Hein die dreifach ausgerichtete Liebe (Gottes-, Selbst- und Nächstenliebe) als Grundlage für ein erforderliches neues Leitbild: die Beziehungsgerechtigkeit. „Sie stellt weder die Gemeinschaft über das Individuum noch umgekehrt individuelle Autonomie über die Solidarität mit den anderen und bezieht die spirituelle Dimension ein.“ (278)

In der Überzeugung, Leben ist Beziehung – Leben will Wandel, kommt die dynamische Balance im Vierfaktorenmodell der TZI nach Ruth Cohn mit der pädagogisch-therapeutischen Aufgabe der Entfaltung von Wertschätzung und Liebe zum Tragen.

Interessant ist dabei auch die Erkenntnis, daß Selbsttranszendenz als Weiterentwicklung von Selbstverwirklichung (letztere eher egozentrisch) erst die spirituelle Kraft in der Partnerschaft ermöglicht, wodurch die wichtige Fähigkeit des „Loslassens in der Liebe“ reifen kann.

„Das grundlegende Merkmal der Entfremdung ist die Selbsterhaltung ohne Selbst, das Festhalten und Anklammern an einem Ich, das sich in Konkurrenzkämpfen und Besitzansprüchen ergeht und dabei sich selbst verliert.“ (297) Das Grundgefühl des Leidens ist die Beziehungslosigkeit.

Die Ausführungen muten an manchen Stellen vielleicht etwas esoterisch an oder scheinen eine problematische, unkonventionelle Zusammenführung unvereinbarer Konzepte zu vollziehen. Aus meiner Sicht hat das Buch aber an vielen Stellen eigene Gedanken gebündelt und

in einen Begründungszusammenhang gestellt sowie bezüglich der Bedeutung einer heilsamen transzendenten Dimension, die mir bereits vom logotherapeutischen Ansatz Viktor Frankls her bekannt ist, weitere Aspekte zugereicht. Unsere heutige, von Wertpluralität gekennzeichnete Zeit und Gesellschaft, braucht mehr denn je einen integrativen, spirituellen Blick und Zugang auf (Paar-)Beziehungen, um einerseits ein entsprechendes Leitbild anbieten zu können und andererseits den vielfältigen Erscheinungsformen des Gelingens – und Scheiterns – von Beziehungen gerecht zu werden, ohne dabei eine dogmatisch verstellte Beurteilung der unterschiedlichen Lebens- bzw. Beziehungswirklichkeiten vorzunehmen.

Eva Feuerlein-Wiesner

Ist familienfreundlicher theologischer Kitsch harmlos?

Scott Hahn: Gottes Familie. Leben in der Liebe. Sankt Ulrich Verlag. Augsburg 2006. 189 Seiten. 16,90 Euro.

Da ich kein Theologe bin, mich folglich nur aus einer Außenperspektive an das hier vorzustellende Buch heranmachen kann, werde ich mit jedem Urteil vorsichtig sein. Doch werde ich mich nicht an einem solchen vorbeimogeln (können). Hierzu muß ich etwas ausholen. Beim Blick auf familienbezogene theologische Literatur fallen dem disziplinfernen Beobachter zunächst zwei Dinge auf:

► Einmal eine bemerkenswerte publizistische Zurückhaltung der biblischen, systematischen und historischen Theologie zu Fragen von Ehe und Familie. Bemerkenswert erscheint diese Zurückhaltung insofern, als beide, wenn auch nicht (mehr) als Objekt, so doch als besonderer Ort und Subjekt im Leben der Kirche, im Vollzug religiösen Lebens und Lernens anerkannt werden (vgl. RGG. Bd. 3. Stuttgart 2000, S. 23).

► Zum anderen: Gegenüber der so skizzierten Zurückhaltung und dem Bemühen um Differenzierung hebt sich eine Fülle einer unbekümmert ihre Theologoumena ausbreitenden theologischen Ratgeberliteratur mit Bestsellerauflagen ab. Die Verleger (in Deutschland etwa Echter in Würzburg oder Herder in Freiburg oder der Sankt Ulrich Verlag in Augsburg) verdienen prächtig daran. Ein besonders abschreckendes Beispiel ist das hier vorzustellende Buch.

Der Autor, Jahrgang 1957, lehrt am St. Paul's Center for Biblical Theology der Franciscan University in Steubenville, Ohio. 1986 ist er, damals presbyterianischer Pastor, zur katholischen Kirche übergetreten. Mit bislang 18 Büchern, von denen eines, *Rome Sweet Home. Our Journey to Catholicism* (1993) seine Konversion und die seiner Frau feiert, hat er sich als Schreiber von Bestsellern fest etabliert (allein von *Rome Sweet Home* waren im Jahr 2000 bereits 250000 Exemplare der Originalausgabe verkauft; Übersetzungen ins Chinesische, Spanische, Französische, Italienische, Deutsche, Tschechische, Polnische liegen vor; auf deutsch sind bislang neun seiner Bücher erschienen). Dieser Erfolg muß vor allem mit der Sprache, einer Mischung aus dem Jargon der Mega-Churches und dem der Talkshows, zu tun haben, in der er seine Botschaften vermarktet.

Die Botschaft des vorliegenden Buches handelt „von der Liebe des dreifaltigen Gottes, die Vater, Sohn und Heiligen Geist verbindet, über Jesus, der in der Familie Josephs und Marias aufwächst, bis hin zur christlichen Ehe, die als Sakrament ihren tiefsten Sinn als Abbild der Beziehung von Jesus Christus zu seiner Kirche erfährt“ (so der Klappentext). Hinzuzufügen bleibt: „die Ehe ist ein tiefgründiges *Sakrament* des trinitarischen Lebens“ (143), das „selbst vor der Schlafzimmertür nicht haltmacht“ (145), sondern dahinter erst recht beginnt. Denn: „die Gemeinschaft der Ehe stellt eine natürliche Analogie zur Gemeinschaft der Trinität dar. Sex war also dazu gedacht, dass wir daraus etwas über Gott lernen und dadurch Gott näher kommen“ (101). Kurzum: „Es fällt ja auf, dass viele gute Dinge immer wieder im Dreierpack auftreten: Die Zeit kann man säuberlich in die drei Dimensionen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einteilen. Den Raum messen wir in seiner Höhe, Breite und Tiefe. Das Licht kann man als Teilchen, Welle und Strahl beschreiben. Die Physiker betrachten Materie im Hinblick auf Energie, Bewegung und Manifestation“ (51f.).

Der Autor ist sich offensichtlich gar nicht bewußt, daß er hier Kategorien der Welt- oder Wirklichkeitserfassung einen ontologischen Status verleiht. Doch das Vergnügen an der Formel vom „Dreierpack“ reißt ihn fort; denn später heißt es noch einmal: „Berufung, Erprobung und Hingabe, Glaube, Hoffnung und Liebe, Vater, Sohn und Heiliger Geist. Unsere höchsten Güter – unseren Weg, unsere Wahrheit, unser Leben – gibt es offenbar immer nur im Dreierpack“ (152). Menschliches Leben und Gottes Leben sind trinitarisch (97, 10, 104, 106, 138, 145f. et passim). „Gott ist nicht wie eine

Familie. Er *ist* eine Familie" (45) – „Gott – ganz ‚familiär‘" (44).

Der Leser sollte ob solch frohsinniger Botschaften nicht die persönlichen Reminiszenzen des Autors übersehen. Er berichtet von Kimberley, seiner späteren Frau und Mutter seiner Kinder „mit dem süßen, spitzbübischen Haarschnitt", bei deren Anblick er „eine Naturgewalt entdeckte, die selbst dem Verlangen nach Nahrung überlegen war" (7). Scott Hahn beobachtet seine Frau gerne, und er zieht daraus höchsten spirituellen Gewinn: „Voll Ehrfurcht sah ich zu, wie sie meinen Sohn aus ihrer Brust nährte [...]. Meine Frau konnte, wie der Herr, von sich sagen: ‚Das ist mein Leib, der für dich gegeben wird‘" (154; vgl. auch die hier anschließende Szene mit den „leuchtenden, glänzenden, hellwachen Augen" des kleinen Michael, der sich auf unseren Autoren erbricht).

Ohne jede gedankliche und sprachliche Zucht verkommt hier biblische Botschaft zu penetrantem, klebrig-sentimentalen theologischen Kitsch. Mit Max Weber gesprochen: „Die abnehmende Kraft, den Alltag innerlich zu bestehen und die daraus resultierende Publizität, welches der einzelne seinem Erleben zu geben das zunehmende Bedürfnis empfindet, könnte vielleicht auch als Verlust an Distanz-, also an Stil- und Würdegefühl bewertet werden" (Der Sinn der „Wertfreiheit" der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. In: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre [1917]. Tübingen 1973, S. 519).

Anstößig an Hahns Buch ist nicht nur die Sprache, sondern auch der Inhalt; hierzu drei Anmerkungen:

► In keiner der Verlautbarungen des 2. Vatikanums, die Ehe und Familie zum Gegenstand haben, wird Bezug auf die Heilige Dreifaltigkeit genommen, geschweige denn eine „natürliche" Analogie zwischen „Gott, der selbst Familie ist" (41), und der menschlichen Familie gebildet („Versuche, die Familie theologisch unmittelbar aus der heiligen Dreifaltigkeit abzuleiten, müssen als gescheitert betrachtet werden"; Sacramentum Mundi. Theologisches Lexikon für die Praxis, Bd. 2, Freiburg 1968, Sp. 16). Der Verfasser hat das offensichtlich gehnt und versucht, sein windiges Unternehmen durch eifriges Zitieren von Johannes Paul II (10, 48, 128f., 145 et passim), ja selbst von *Gaudium et spes* (61, aus Kapitel 18 eine Bemerkung über den leiblichen Tod, kein Bezug dagegen auf die Kapitel 48 De sanctitate matrimonii et familiae, 49 De amore coniugali und 50 De matrimonii decunditate) unter sichere Schirmherrschaft zu bringen. Gleiches gilt für die Zitate aus dem Alten

wie dem Neuen Testament, den Schriften der Kirchenväter und von Theologen, wie Yves Congar und Joseph Ratzinger.

► Vergegenwärtigt man sich, welche Spannung zwischen biblischer und philosophisch-spekulativer Sprache seit den frühen ökumenischen Konzilien jedes Nachdenken und Sprechen über den Dreieinigen Gott bis hin zu einer apophatischen Theologie kennzeichnet, dann mutet Hahns salopp-leichtfertiges Plaudern von Gottes „trinitarischem Leben" abstoßend an. Und man fühlt sich an Karl Barths Kritik der „Ehrfurchtslosigkeit" und des „Übermutes" unseres Gottesverhältnisses erinnert (vgl. Der Römerbrief. Zweite Fassung 1922. Zürich 1999, S. 21).

► Schwerwiegender noch und, weil bislang offensichtlich ungerügt, auch erschreckend, erscheint mir der blanke Tritheismus, auf den Hahns Rede von der „trinitarischen Familie" (60, 104, 121) hinausläuft. Es mag sein, daß sich die Schultheologie zu fein dünkt, solchen Unfug zu kritisieren und zurechtzuweisen. Allein die massenhafte Verbreitung einer katholischen Patentschrift wie dieser sollte die Frage nahelegen, ob hier nicht dem Polytheismusvorwurf seitens des Islam an das Christentum ein willkommener Beleg geliefert wird. Kitsch ist normalerweise harmlos und nicht gerade geschmacksbildend, dieser hier ist m. E. gefährlich, insofern er in klebrig-sentimentaler Verpackung das allen Christen gemeinsame Bekenntnis zu dem Einen Gott vernebelt und damit Nichtchristen willkommenen Anlaß für unsachgemäße Polemik liefert. Ob katholische Eheleute aus diesem Buch generative Erweckerlebnisse schöpfen, ist auch nicht so sicher.

Heinz Otto Luthe

Geschichte der Familie

Der Rückblick schärft den Blick nach vorn

Barbara Beuys: Familienleben in Deutschland. Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Aktualisierte Neuauflage. Piper Verlag. München, Zürich 2006. 526 Seiten. 12,95 Euro.

„Die Frage, was man aus der Geschichte lernt, ist alt. Aber was die Familie betrifft, ist die Antwort gar nicht so schwer: der Gegenwart und der Zukunft mit etwas weniger Aufgeregtheit und ein bißchen mehr Gelassenheit zu begegnen." (502) So endet Barbara Beuys' Buch über 2000 Jahre Familienleben. Das Buch hält, was der

Untertitel verspricht: „Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. In diesem Familienbilderbuch wirft die Verfasserin einen neuen Blick auf die alte Zeit und erzählt von Familien bei den heidnischen Germanen bis in die Gegenwart.

Barbara Beuys' Geschichte der Familie in Deutschland ist erstmals 1980 erschienen, nun liegt eine aktualisierte Taschenbuchausgabe vor. Mit sichtlichem Vergnügen und umfassender Kenntnis macht sich die Autorin daran, Klischees von der Familie in der guten alten Zeit oder im gar so finsternen Mittelalter zu demontieren. Alle Männer waren Haustyrannen, die Frauen naturgemäß Heimchen am Herd, die Ehe nichts als ein ökonomisches Zweckbündnis, und besonders schlimm wird es bei Luthers gewesen sein, schließlich war der Herr des Hauses ein einflußreicher Familientheoretiker. Die Autorin zeichnet auch hier anhand von Quellen ein differenzierteres Bild und erzählt von Martin Luther als liebevollem und besorgtem Familienvater (die Kinder durften in der Studierstube spielen, und ein Brief belegt die große Trauer nach dem Tod einer Tochter) und von seiner Frau Käthe und ihren vielfältigen beruflichen Tätigkeiten.

Beuys läßt Zeugen erzählen, bekannte und unbekannt, und immer macht sie deutlich, welche Schlüsse sie aus welchen Quellen zieht. Das einführende Kapitel ist mit „Was wir alles nicht wissen“ überschrieben, und so weiß der Leser von Anfang an, woran er ist. Hier werden weder ewiggültige Modelle von heute den Familien von gestern übergestülpt, noch werden wertfreie Fakten dargeboten.

Die Vielfalt der Themen ist schier unermesslich: sich wandelnde Frauenbilder, die kirchliche Sexualmoral und ihre Auswirkungen jenseits der Theorie, die Beamtenfamilie in der Barockzeit, Frauen in Handwerksberufen, Kindererziehung und und und.

Am Ende des Kapitels über die Arbeiterfamilie zur Zeit der Industrialisierung stellt die Verfasserin fest, sie habe gewiß nicht alle Fragen gestellt, geschweige denn beantwortet. „Es war ein Versuch, Schlagworte zu vergessen, eingefahrene Gleise zu verlassen und aufmerksam denen zuzuhören, die in jenen Jahren und jener Klasse zu Hause waren.“ (405) Dieses Bemühen kennzeichnet das gesamte Buch und macht es so sympathisch. Und wenn man hier und da eine Einschätzung nicht teilt, tut das dem Lesevergnügen keinen Abbruch.

Beuys erhebt sich nicht über die Familien, von denen sie sich vor den Augen des Lesers ein Bild zu machen versucht. Sie belächelt beispielsweise nicht die Freude an

Glanz und Lametta zu Weihnachten der wilhelminischen Zeit, tut das nicht ab als Flucht in die bürgerliche Innerlichkeit: „Ist es denn so unverständlich und unverzeihlich, daß eine Generation, die [...] einen Sprung machte wie keine vor ihr, daß diese Generation von Zeit zu Zeit besinnliche Stunden zum Atemholen brauchte?“ (443f.) Die Verfasserin räumt auf mit den Vorurteilen wie dem von der einst allgegenwärtigen Großfamilie: „Den sehr viel später Lebenden haben die außerordentlich hohen Geburtenzahlen des Mittelalters den Blick für das zahlreiche Sterben im Säuglings- und Kindesalter verstellt. Der – fiktiven – Großfamilie fehlte schlicht die Besetzung.“ (210)

Häufig wird angenommen, daß Gefühle zwischen Eltern und Kindern ein relativ neues Phänomen sind und erst in den vergangenen dreihundert Jahren auftauchen. Davor seien Kinder nichts als Arbeitskräfte gewesen, sonderlich lange hätten sie sowieso nicht gelebt. „Wollen wir in einem Jahrhundert, wo Gefühle nicht selten die Familien auseinanderreißen, sie wie ein Panzer umschließen oder wie Bleigewichte zu Boden drücken – wollen wir entscheiden, daß die Menschen in der mittelalterlichen Familie weniger glücklich waren?“ (211) Immer wieder sensibilisiert die Verfasserin für die Schwierigkeiten bei der Beurteilung längst vergangener Zeiten, läßt sich davon aber nicht abhalten, die teils jahrhundertealten Familienbilder einzuordnen und bisweilen mit erfrischenden Anmerkungen zu ergänzen. Einen Brief von Matthias Claudius an seinen vierjährigen Sohn kommentiert Beuys mit einem Satz: „Da erübrigen sich die letzten Nachrichten vom Psycho-Erziehungsmarkt.“ (348)

Mit feinem Gespür für Alltäglichkeiten erzählt sie von den Familien. „Hauptakteure in diesem Buch sind jene, deren Namen eher nicht im Lexikon stehen.“ (17) In einer griffigen Sprache präsentiert Barbara Beuys zweitausend Jahre Familie, fundiert und dabei leicht und spannend zu lesen. Sie macht es dem Leser auf angenehme Weise schwer bis unmöglich, an manchen vermeintlich unumstößlichen Gewißheiten über „die Familie an sich“ oder die ach so glückliche Familie früherer Zeiten festzuhalten.

Es ist ein Familienlehrbuch, lesbar für jeden, der sich darauf einläßt, daß er nach der Lektüre besser versteht, welche Vorstellungen er vorher hatte und weshalb es so einfach nicht ist, in Familienfragen historisch zu argumentieren.

Stefanie Haas

Nah und fern: Kindheit im Mittelalter

Frank Meier: Mit Kind und Kegel. Kindheit und Familie im Wandel der Geschichte. Thorbecke. Ostfildern 2006. 184 Seiten. Zahlreiche farbige Abbildungen. 24 Euro.

„Glücklich, wer keine Kinder hat, denn kleine Kinder sind nur Geschrei und Gestank, Mühe und Sorge [...]. Sie werden krank und sterben oder werden groß und schlecht“ (41). So sah das Eustache Deschamps, ein französischer Lyriker des 14. Jahrhunderts, und gut hundert Jahre zuvor schrieb Batholomaeus Anglicus über Kinder: „Kaum gewaschen sind sie schon wieder schmutzig; und gegen Waschen oder Kämmen wehren sie sich nach Leibeskräften. Sie denken nur ans Essen; ohne Rücksicht auf die Größe ihres Magens wollen sie stets essen oder trinken, kaum daß sie vom Bett aufgestanden sind“ (42).

Das ist die eine Seite. Die gab es immer schon, die andere auch: Sorge um und Freude an Kindern. In seinem bunten und lehrreichen Buch erzählt Frank Meier vom Kinder- und Familienalltag im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Im Vorwort wendet er sich gegen eine „rückblickende Romantisierung der Familie als heile Welt auf der Grundlage einer festen Paarbindung von Mann und Frau“ (7) und eröffnet vielfältige Perspektiven.

Meier präsentiert mittelalterliche Überlegungen zu Erziehung, Ernährung und Gesundheit von Kindern, erzählt von Spielzeug, Badezuber für Kinder, spezieller Kleidung, von Kinderarbeit und Jugendkriminalität, und er zitiert aus mittelalterlichen Erziehungsratgeber. Bildung ist ein wichtiges Thema, ebenso die Rechte für Schwangere, Wöchnerinnen und Kinder. Im letzten Kapitel stellt Meier „Kindheit früher und heute“ einander gegenüber.

Reiche Familien hatten mehr Kinder als arme, Kinderreichtum war geschätzt, dennoch wurden die Beeinträchtigungen durch Kinder nicht verschwiegen. Die Verhütungsmethoden waren unzulänglich und die Kindersterblichkeit hoch (im Mittelalter erreichte nur etwa die Hälfte aller Kinder das siebente Lebensjahr), so waren die Geburten- und Sterberate einigermaßen ausgeglichen. Abtreibung stand unter Strafe; nach der Schwyzer Hochgerichtsordnung aus dem 15. Jahrhundert beispielsweise drohte einer „Kindsverderberin“ lebendiges Begraben.

Interessant ist, welche Quellen der Verfasser heranzieht: Gesetzestexte und Geburtenregister, Gerichtsakten,

Register über die Aufnahme in Findelhäusern, Tagebücher oder auch Eingaben an den Bischof oder Papst wegen eines Dispenses von der unehelichen Geburt. Ergänzend zitiert er literarische Texte, Märchen und aktuelle Zeitungsmeldungen.

Pflegeanleitungen für Neugeborene sind seit dem 15. Jahrhundert überliefert. Der Verfasser erzählt von Saugflaschen aus Holz oder glattgehobeltem Kuhhorn, von Saugkännchen aus Zinn, Wickelvorschriften und Hinweisen zum Stillen. Im 15. Jahrhundert soll ein Königssohn von seiner Amme mit Schweinemilch ernährt worden sein – und später habe er sich wie ein Schwein benommen und sich gerne im Dreck gesuhlt. Die mittelalterliche Säuglingspflege, die uns heute eigenartig vorkommt, war – darauf legt Meier großen Wert – auf dem Stand der damaligen Forschung.

Eine aufschlußreiche Quelle sind auch die Hebammenordnungen. Sie sahen seit dem 15. Jahrhundert vor, daß „heimliche Kindbetten“ und Mißgeburten gemeldet werden. Bereits der Titel des Buches weist darauf hin: auch die Kegel – die unehelichen Kinder – spielen eine Rolle. Im Spätmittelalter verschärfte sich die Diskriminierung der Kegel, Erbregelungen bevorzugten eheliche Kinder. Die unehelichen kamen nicht in Zünfte und Gilden, sie hatten eine eheliche Geburt nachzuweisen – erst im 18. Jahrhundert wurde dies geändert.

Häufig mußten Eltern in größter Not ihre Kinder weggeben oder aussetzen, davon zeugen eindrucksvolle Briefe, die Findelkinder bei sich trugen. Oftmals wurden Kinder vor Klosterpforten abgelegt, Meier nennt das „eine Art mittelalterliche Babyklappe“ (68). Mädchen wurden eher ausgesetzt oder umgebracht; adelige Väter waren häufig bemüht, ihre unehelichen Söhne standesgemäß unterzubringen – für uneheliche Töchter taten sie nichts.

Meier beschließt das Kapitel über Kindstötungen mit den Zahlen aktueller Tötungsdelikte an Kindern: „Vergleicht man die sozialen Einrichtungen und materiellen Ressourcen unserer Wohlstandsgesellschaft mit der Armut des Mittelalters, fällt das Versagen unserer Gesellschaft noch deutlicher ins Auge.“ (86) Das ist nicht unwahr, aber stellenweise geht mit dem Verfasser der Didaktiker durch. Vielleicht wäre es – an dieser wie an anderen Stellen – wirkungsvoller gewesen, die anschauliche Schilderung früherer Zeiten und die gegenwärtige Situation unkommentiert nebeneinanderzustellen.

Farbige, ganzseitige Abbildungen ergänzen den kurzweiligen Text. Bereits aus den Überschriften läßt sich

ersehen, daß dem Verfasser an Lesbarkeit gelegen ist, daß er sich an ein breites Publikum wendet. Meier lehrt mittelalterliche Geschichte und ihre Didaktik, er ist ein begeisterter Erzähler und Lehrer. Er zeichnet ein vielschichtiges Bild, mit dem Ferne und Nähe zu den längst vergangenen Jahrhunderten deutlich werden. Ferne, da sich die äußeren Lebensumstände grundlegend gewandelt haben, Nähe, da das Zusammenleben von Kindern und Eltern heute wie damals von Freude und Sorge geprägt ist.

Stefanie Haas

Familienbilder in Literatur und Fernsehen

Kein Wunder: Familienromane sind und bleiben attraktiv

Sigrid Löffler: Geschrumpft und gestückelt, aber heilig. Familienromane I: Sie haben sich überlebt, aber von ihrem Ende können sie noch lange zehren. Anmerkungen zur immergrünen Gattung der Generationen-Saga. In: literaturen 6 (2005), S. 18-26.

Jede Buchsaison dasselbe Spiel: Unter den Neuerscheinungen finden sich unzählige Familiengeschichten; das war auch zu Zeiten so, als Familienpolitik und Eltern-geld und Demographie nicht öffentlich diskutiert wurden. Ist die Familie im Buch beliebter als in der sogenannten Wirklichkeit?

Sigrid Löffler, Literaturkritikerin und einst ein Viertel des „Literarischen Quartetts“, scheint sich zu wundern, daß das Auslaufmodell Familie immer noch so romantisch ist und unendliche Variationen zu bieten hat. Besonders amerikanische Autoren schätzten den Familienroman, weil sich in dieser Form alle denkbaren zeitdiagnostischen und sozialkritischen Themen abhandeln lassen. Die Familie ist eine hervorragende Möglichkeit, im Kleinen das große gesellschaftliche Ganze darzustellen; darum sei es heute beliebt, den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen „zu familiarisieren, indem man diese Zeit privatisiert, sie heimholt in den Mikrokosmos des Familienkreises“ (25). Zudem orientalisieren sich der Familienroman, es gebe ein wachsendes Interesse an möglichst fremdländischen Geschichten. „Der westliche Leser, der vermutlich einer episch wenig ergiebigen Schrumpf- und Rumpffamilie entstammt, möchte sich hochranken am verwegenen Ethno-Charme solch aus-

schweifender Multikulti-Sippschaften, möchte eintauchen in deren apartes Fluidum, möchte teilhaben an deren fremdartigen Düften, Sitten und Gebräuchen.“ (21)

Nicht nur rein fiktive Familiengeschichten sind und bleiben attraktiv, auch Portraits von Unternehmer- oder Schriftsteller-Familien sind beliebt. Für Sigrid Löffler ist das einfach zu begründen: „Gerade weil die Bedeutung großer Familien allmählich verschwindet, ruft dieses Defizit ein kompensatorisches Bedürfnis nach Dynastie-Geschichten hervor. Sie sollen über ein gefühltes Traditions-Manko hinwegtrösten.“ (22)

Als „Leitmodell menschlichen Zusammenlebens“ (22) habe die Großfamilie ausgedient. Löffler schließt sich zu leichtfertig Albrecht Koschorkes Buch *Die Heilige Familie und ihre Folgen* an. „Das heimliche Leitbild der modernen Kern-, Rest- oder Patchwork-Familie ist“ sei die Heilige Familie. An die Stelle des leiblichen Vaters trete Vater Staat, er nehme die Stelle des „Erziehungs- und Schutzpatrons sowie Nährvaters ein, als profaner Heiliger Geist“ (24f.). Angesichts der immer noch hohen Quote sogenannter Normalfamilien wundert man sich über derart grobe Pauschalisierungen.

Die aktuelle Brüchigkeit der Familie führe dazu, daß auch „die meisten Familienromane heute als Bruchgeschichten daherkommen“ (25). Die Familie ist – im Buch wie im Leben – auch ein Rahmen für Brüche, und Verfall war schon immer ein Thema von Familiengeschichten, bei den *Buddenbrooks* zum Beispiel steht das deutlich im Untertitel.

Möglicherweise unterschätzt Löffler die Familie außerhalb der Bücher. Sie sieht nur die Seite der sich auflösenden Familie, nicht die der immer noch hartnäckig bestehenden. Vielleicht ist es auch die Beharrlichkeit der Familie, die sie für Romanschreiber und -leser so reizvoll macht.

Stefanie Haas

Nicht ganz wie im wirklichen Leben

Melanie Magin: Familien in Daily Soaps. Eine Inhaltsanalyse von „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ und „Marienhof“. Verlag Reinhard Fischer. München 2006. 186 Seiten. 20 Euro.

Wenn in Seifenopern Kinder und Jugendliche vorkommen, stammen sie aus zerrütteten Familien, und all den jungen Zuschauern, die sich mit den Figuren identifizieren, wird über diese vermeintlich realitätsnahen Serien

ein völlig verzerrtes Bild von Familie dargeboten – so ein häufig geäußertes Urteil. Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen war das Thema bislang nicht. Die Studie des Grimme-Instituts über Familienbilder im Fernsehen (vgl. *Eichstätter Familien-Prisma* 1/2006) hat sich mit den unterschiedlichsten Fernsehsendungen und -filmen beschäftigt, die Untersuchung von Melanie Magin nimmt die werktäglich gesendeten Seifenopern „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ (RTL) und „Marienhof“ (ARD) in den Blick.

Die Verfasserin fragt, wie Daily-Soaps auf die Realitätsvorstellungen der Zuschauer wirken. Amerikanischen Studien zufolge überschätzen Vielseher von Seifenopern „die Anzahl von Scheidungen, Untreue, unehelichen Kindern, Verbrechen und schweren Krankheiten im Vergleich zu Realität“ (32f.). Magin zieht solche Forschungsergebnisse vorsichtig heran und warnt vor zu eiligen Folgerungen. Die Ergebnisse der Inhaltsanalyse von Haushalten und Akteuren der beiden Serien stellt sie den Daten des Mikrozensus und des Familiensurvey gegenüber, um so zu Aussagen über die Realitätsnähe zu gelangen.

Familie steht nicht im Zentrum von Daily Soaps, aber sie hat eine wichtige Bedeutung als Basis von Handlungssträngen. Häufiger als in der Wirklichkeit gibt es Einpersonenhaushalte und Wohngemeinschaften; die Soap-Kinder leben in Kern- oder Stieffamilien, Jugendliche hingegen wohnen häufig nicht bei ihren Eltern. In Familien gibt es etwas mehr Konflikte als in Haushalten nichtfamilialer Lebensformen – doch ist der Unterschied so gering, daß die Verfasserin bezweifelt, ob er vom Zuschauer überhaupt wahrgenommen wird.

Die Haupttätigkeit der Soap-Akteure ist die Kommunikation, und wenn sie nicht über ihren Alltag plaudern, gehen sie ihrem Beruf oder Freizeitvergnügungen nach. Haushaltstätigkeiten und Kinderbetreuung kommen nur am Rande vor. Die Rollen zwischen den Geschlechtern sind in den untersuchten Serien traditionell verteilt. Familiäre Beziehungen sind für die Handlungen nicht von großer Bedeutung, doch wenn sie vorkommen, wird partnerschaftliches Erziehungsverhalten als positiver Regelfall dargestellt und erscheint damit als Norm: „So betrachtet liefern die Soaps Vorbilder für gelingendes Zusammenleben in Familien.“ (139)

Melanie Magins Studie bestätigt die Ergebnisse anderer Untersuchungen, die belegen, daß die Familie als Institution im Fernsehen nicht in Frage gestellt wird, „auch wenn sich ihre Erscheinungsformen in den Daily Soaps der aktuellen gesellschaftlichen Realität angleichen und

sie teilweise überspitzt darstellen.“ (142) Es bleibe zu untersuchen, wie und auf wen die medialen Familien Darstellungen wirken.

Für einen Soap-Fan ist es nicht ungewöhnlich, daß hier ein Jugendlicher beim Onkel wohnt und dort eine bislang unbekannte Tochter auftaucht. Die Serien wollen auf diese Weise besonders realitätsnah sein – und entfernen sich damit häufig von der Wirklichkeit, in der das Vater-Mutter-Kind-Modell mit dem Namen Familie immer noch recht verbreitet ist und in der alltägliche Erziehungs- und Haushaltsarbeiten mehr als nur eine Nebenrolle spielen.

Stefanie Haas

Familienwelt im Kinderbuch

Tanja Wieners (Hrsg.): Familienbilder und Kinderwelten. Kinderliteratur als Medium der Familien- und Kindheitsforschung. Fachbereich Erziehungswissenschaften der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität. Frankfurt 2005. 192 Seiten. 16 Euro.

Die Idee ist einfach: um herauszufinden, was Kinder unter Familie verstehen, fragt man sie am besten selbst, und Bücher können ein hilfreiches Medium sein, um mit den Kindern ins Gespräch zu kommen. Die in diesem Band versammelten Beiträge fragen, welche Vorstellungen von Familie in Kinderbüchern vorkommen und was die Analyse von Kinderbüchern zur Kindheits- und Familienforschung beitragen kann. Es sind Ergebnisse von Diplomarbeiten; Fragen, Methoden und auch die Qualität der Aufsätze sind sehr unterschiedlich. Oft wird es da interessant, wo die Verfasserinnen an die Grenzen ihrer Methoden geraten.

Heike Dierckx beschreibt, wie Eineltern-Familien in Kinderbüchern dargestellt sind, und untersucht in einer quantitativen und qualitativen Studie, ob sich der Forschungsstand der Erziehungswissenschaften zu diesem Thema in der Kinder- und Jugendliteratur wiederfindet. Sie fragt, wie das Eltern-Kind-Verhältnis dargestellt ist, in welcher finanziellen Lage die Familie ist, ob sie unterstützt wird oder diskriminiert, wie die Vor- und Nachteile der Familien-Situation beschrieben sind und wie andere Lebensweisen vorkommen. Eher dünn sind die Ausführungen zur „literarischen Qualität“ der beiden untersuchten Bücher (Christine Nöstlinger: *Einen Vater hab ich auch*. 1996; Robert Leeson: *Es ist mein Leben*. 1992)

Anke Theresia Mattlener setzt sich mit familialen Geschlechterrollen in aktuellen Bilderbüchern ausei-

ander. Frauen und Mütter sind in Büchern zum Thema Familie doppelt so häufig abgebildet wie Männer und Väter, meist werden die Frauen bei der Familienarbeit gezeigt. Rückschlüsse auf „familiäre Geschlechterrollen“ seien nicht möglich, da kaum männliche Figuren zu finden seien. Doch auch das ist ein Ergebnis: Noch bis in die 1990er Jahre beklagte die Kinderbuch-Forschung, daß Frauen und Mädchen in Kinder- und Jugendbüchern deutlich unterrepräsentiert seien und die wenigen Frauen meist blaß wirkten. Nun sind die einst Vernachlässigten immerhin zu finden.

Katja Steiner, Kathjana Weckler und Eveline Weinert wollen einen Beitrag zur Erforschung des Familienbegriffs von Kindern leisten und zudem Kinderliteratur als Medium in der Kindheitsforschung erproben. Sie wollten herausfinden, inwieweit Kinderliteratur die veränderten Familienstrukturen widerspiegelt. Sie befragten Vierklässler und diskutierten mit ihnen über zwei Bücher (Amelie Fried: *Der unsichtbare Vater*. 1999; Holde Kreul: *Meine Familie, deine Familie*. 1997).

Der Familienbegriff von Kindern orientiere sich am Konzept der Kernfamilie, sie werde als die „richtige“ Familie gesehen. Kriterium zur Bestimmung der Familie ist die Verwandtschaft, das Zusammenleben ist kein notwendiges Merkmal. Andere Familienformen werden akzeptiert, hier spielt vor allem die Beziehungsqualität der Familienmitglieder eine Rolle. Auch die Ein-Eltern-Familie wird als „richtige“ Familie bewertet; Vater und Mutter seien zwar ein wesentliches Merkmal, aber keine notwendige Bedingung für eine Familie. Die Untersuchung habe gezeigt, daß sich die Kinder – ausgehend vom Buch – unbefangen zu diesem Thema äußern konnten und wollten.

Auch **Catrin Trageser** fragt, was Kinder unter dem Begriff Familie verstehen und welche Familienformen sie akzeptieren. Sie bietet einen „Stadt-/Landvergleich mit theaterpädagogischem Ansatz“. Ausgangspunkt ist das Bilderbuch von Knut Hamann *Alles Familie* (1997), in dem das Leben in elf unterschiedlichen Familienformen dargestellt ist. Drei Formen hat die Verfasserin herausgegriffen: die Patchwork-Familie, die Mehrgenerationen-Familie und die bikulturelle Familie. Die Kinder spielten Szenen aus diesen Familien nach und tauschten sich darüber aus.

Der angenommene Stadt-Land-Unterschied ließ sich tatsächlich feststellen: Landkinder taten sich schwer, zu definieren, was eine Patchwork-Familie ist, die Stadtkinder hingegen hatten doppelt so viele Ideen zu diesem Thema. Mehr als die Stadtkinder sind die Landkin-

der mit der Mehrgenerationen-Familie vertraut, und zu den bikulturellen Familien hatten Stadt- wie Landkinder gleich wenig Vorstellungen. Inwieweit die Kinder diese drei Familientypen akzeptieren, konnte mit dem theaterpädagogischen Ansatz nicht ermittelt werden, allerdings betrachten die Kinder alle drei Formen als „richtige Familien“.

Die familiären Beziehungsstrukturen in den Märchen der Gebrüder Grimm untersucht **Cornelia Larsen** und fragt, wie die Eltern-Kind-Strukturen im Märchen von heutigen Vorschulkindern rezipiert werden. Die Verfasserin führt zahlreiche Beispiele von Vätern, Müttern und Kindern im Märchen an und berichtet schließlich, wie sie Vorschulkindern zum *Froschkönig* befragt hat. Zeitgeschichtliche Veränderungen der Eltern-Kind-Beziehungen in der Literatur ließen sich nicht durch kindliche Rezipienten erforschen; um aber individuelle Eltern-Kind-Beziehungen besser zu verstehen, eigneten sich die Märchen als psychodiagnostische Mittel.

Nicht alle Ergebnisse dieser Studien überraschen und überzeugen, aber auch die schwächeren Ansätze zeigen, daß es lohnend sein könnte, die Zusammenhänge von Familienforschung und Kinderliteratur zu ergründen. Interessant wäre zum Beispiel, ob mit der Darstellung einer bestimmten Familienform im Kinderbuch die Abwertung anderer Formen einhergeht. Auch wäre das genuin Literarische der Kinderbücher mehr zu berücksichtigen und zu fragen, was das für ein Bezug ist, den Kinder zwischen ihrer Lebenswelt und der Buchwelt herstellen oder – was wahrscheinlicher ist – für gegeben halten. Dann ließe sich präziser erforschen, wie Kinder mit Hilfe von Büchern ihre Vorstellungen von Familie artikulieren, und der methodische Trend, Kinder zu befragen, wäre um eine literarische Facette bereichert.

Stefanie Haas

In guten wie in schlechten Tagen

Helga Dick, Lutz-W. Wolff (Hrsg.): Familiengeschichten. dtv. München 2006. 282 Seiten. 8 Euro.

Es muß ja nicht immer gleich ein ganzer Familienroman sein. Auch die vielen Anthologien mit literarischen Familiengeschichten gewähren Einblicke in erfundene Familien, die so wirklichkeitsfern gar nicht sind.

Die Herausgeber sehen die hier versammelten Familiengeschichten „als Spiegel der Gesellschaft in guten wie in schlechten Tagen“. Die Auswahl ist zum Teil vergnüg-

lich zu lesen. Günter Grass und Rafik Schami, Heinrich Böll und Paul Beckmann erzählen hier, Christine Nöstlinger, Ephraim Kishon und viele andere. Die meist kurzen Geschichten sind so vielfältig wie die Familien außerhalb der Bücher, da ist für jeden Geschmack etwas dabei. Familienausflüge und Familienfeiern, zerfallende Familien und beständige, Hochzeiten und Scheidungen, es gibt nichts, was es in diesen Familien nicht gibt, und wenig, was einem nicht irgendwie bekannt vorkäme. Da spielt eine Familie der Tante winters wie sommers täglich ein Weihnachtsabend vor, nach gut einem Jahr werden einige erschöpfte Feiernde durch Schauspieler ersetzt, kurz darauf einige der Kinder durch Wachspuppen, und die Familie löst sich schließlich auf, ohne daß ein Ende des Rituals in Sicht wäre.

Die Sammlung endet mit einem kurzen Text von Eveline Hasler. Es geht um den „neuen Luxus“, Zeit und Zuwendung zum Beispiel. In einem Sachbuch klänge das pathetisch, in dieser Anthologie ist das erträglich. Ein kleines, unscheinbares Buch, aus dem man nicht weniger über Familie erfährt als in so manchem Welterklärungsversuch eines besserwisserischen Sachbuchschreibers.

Stefanie Haas

Väter-Galerie

Tilman Spreckelsen (Hrsg.): Mein Vater, der Held. Vom Glanz und Elend des Vätertums. Eichborn. Frankfurt am Main 2005. 224 Seiten. 14,90 Euro.

Es wird kolportiert, „daß nur fünf Prozent der berufstätigen Männer nach der Geburt ihres Kindes eine Auszeit nähmen, von diesen aber fünfundneunzig Prozent anschließend ein Buch über diese neue Erfahrung schreiben“ (7). Um Bücher dieser Art geht es hier glücklicherweise nicht.

Tilman Spreckelsen, auch er ist Vater, hat sich umgesehen, was die Literatur an Vätern zu bieten hat. Väter in der Literatur und Literaten als Väter sind hier versammelt, einige sind ein paar hundert Jahre alt, andere erst ein paar Jahre jung, manche Autoren schreiben über ihre Väter, andere über ihre Erfahrungen als Vater. Einige sind unsicher, viele wären gerne Helden, und häufig ist das Selbstbild der Väter ein Thema. So auch in einem Gedicht Theodor Fontanes, geschrieben zum zweiten Geburtstag seines Sohnes George: „Dein Vater ist nicht schlecht, nicht gut, / Nur grade kein Menschenfresser, / Drum sage nicht: ‚es liegt im Blut‘ – / Sondern werde ein bisschen besser.“ (112)

Es ist ein kompliziertes „Geflecht aus Ehrgeiz, Angst und Stolz, Anspruch und Resignation, Autorität und Hilflosigkeit“ (8), das bei diesen Vätergestalten zu finden ist. Ergreifend ist ein Brief Lessings, in dem er traurig, begeistert und stolz von seinem Sohn erzählt, der kurz nach der Geburt starb: „Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! [...] Freylich zerrt mir der kleine Nuschelkopf auch die Mutter mit fort!“ (53) Und als Goethe mit seinem kleinen Sohn August in Ilmenau ist, schreibt er an dessen Mutter: „Gustel grüßt dich recht schön, er sitzt eben auf dem Canapee, ich habe ihn ausgezogen und wir sind die besten Freunde.“ (70)

Michel de Montaigne und Henry Fielding sind vertreten, Kurt Tucholsky und Astrid Lindgren, Raymond Carver schreibt über seinen Vater und seine Tochter wiederum über ihren Vater – die Vaterbilder sind vielfältig, die Texte abwechslungsreich. Da sind lustige und lächerliche Väter, im Rückblick mild gezeichnete und bewunderte, es geht um alltägliches Väter-Glück und -Leid, ebenso um Schuld und Trauer wie beispielsweise in Hans Keilsons „Dissonanzen-Quartett“, Theodor Storm äußert sich sorgenvoll über seinen trunksüchtigen Sohn, und einige Geschichten sind sehr unterhaltsam. Die Zurückhaltung des Herausgebers im Vorwort ist erfreulich, doch leider fehlen Hinweise, wann die Texte entstanden sind, und auch zwei, drei Zeilen zur Biographie der Autoren wären schön gewesen. In der Flut der Ratgeber und Forschungen über neue Väter ist es ein erfrischend anderes Vaterbuch, ein lesbares und ein schönes.

Stefanie Haas

Fernsehfamilien und Familienfernsehen, das hätte spannend werden können

Kludia Wick: Ein Herz und eine Seele. Wie das Fernsehen Familie spielt. Herder. Freiburg, Basel, Wien 2006. 190 Seiten. 11,90 Euro.

Von den Anfängen des Fernsehens bis zu „Big Brother“ und zur „Super-Nanny“ – die Familien im Fernsehen und die fernsehenden Familien stehen in einem bemerkenswerten Verhältnis zueinander. Was haben die Fernsehfamilien mit der sogenannten Wirklichkeit gemein und wie kommt das an bei den Familien, die vor dem Bildschirm sitzen?

Klaudia Wick, einst Chefredakteurin der *taz*, versucht ihren lahmen Fernseh-Essay mit zeitgeschichtlichem Geplauder zu verdichten. Ob sie über Contergan schreibt oder über Helmut Kohl, über George Orwell oder über die Zuschauerforschung – immer ist sie ein bißchen stolz, so viel zu wissen, und als Leser fragt man sich, was sie eigentlich sagen will.

Manchmal sind Dialog-Bruchstücke eingefügt, hier und da kleine schwarz-weiße Filmfotos, und wer bei der Lektüre des Inhaltsverzeichnisses vermutet, hier könne ein Stück doppelter Kulturgeschichte – Familienkultur und Fernsehkultur und ihre Wechselwirkungen – dargestellt werden, sieht sich schon nach wenigen Seiten enttäuscht. Wie und weshalb sich die Familienbilder in den vergangenen Jahrzehnten gewandelt haben, wie sich das im Fernsehen gezeigt hat und wie die Fernsehfamilien auf die Familien auf der anderen Seite des Bildschirms gewirkt haben, das könnte interessant sein. Doch davon erfahren wir wenig.

Dabei hätten die Ehe- und Familienvorstellungen in „Ich heirate eine Familie“ (1983), die Schwierigkeiten von Familien mit behinderten Kindern in „Unser Walter – Leben mit einem Sorgenkind“ (1974) oder die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der „Schwarzwaldklinik“ (1985–1989) viele Anknüpfungspunkte für eine Geschichte der Fernsehfamilie liefern können. Auch Beratungs-Sendungen und Formate wie „Frauentausch“ bieten eine Fülle von Familienthemen. Aber es bleibt bei einem Sammelsurium, bei ein paar Beobachtungen, garniert mit einigen Halbweisheiten. Statt der Lektüre dieses uninspiriert dahingeschriebenen Buches sei eine Folge „Lindenstraße“ empfohlen, das ist lehrreicher und spannender, unterhaltsamer und tiefsinniger.

Stefanie Haas

Ratgeber

Ihre Papiere, bitte!

Julia Rogge: Der Familienführerschein. Mit Fragebögen und Auswertungen. dtv. München 2006. 190 Seiten. 9,50 Euro.

Steht ein Polizist vorm Kinderzimmer. „Führerscheinkontrolle!“ Wer da nichts vorzuweisen hat, bekommt diesen Ratgeber in die Hand gedrückt und kann sich eine Woche später zur Prüfung melden.

Die kurzen Kapitel sind übersichtlich gegliedert, allgemeinen Hinweisen und Anregungen folgen die Fragen,

die im Aufbau sehr entfernt an eine Fahrprüfung erinnern. Fünf Grundklassen und fünf Sonderklassen kann der Erziehungswillige hier in zehn Kapiteln absolvieren und mit Hilfe der Lösungen im Anhang selbst überprüfen, was er richtig macht und was nicht.

Die Ausführungen zur ersten Klasse enthalten grundlegende Erziehungsfragen, hier geht es um kindliche Entwicklung, Kommunikation im Familienalltag, Rituale, Medien, Ernährung. Die Klassen zwei bis fünf sind nach den Lebensabschnitten des Kindes von 0 bis 10 Jahren gegliedert, die Sonderklassen beschäftigen sich beispielsweise mit Geschwistern, Trennung, behinderten Kindern, Adoption, Mehrlingen. Und das alles in einem kleinen Buch, auf nicht mal 200 Seiten. Muß denn jeder Mopedfahrer einen 30-Tonner lenken können?

„Wollen Sie Ihre pädagogischen Fähigkeiten einem Test unterziehen?“ fragt der Werbetext. Wer will das? Allenfalls der, der sich schon mit dem Thema Erziehung befaßt hat oder sowieso gerne in Ratgebern blättert. Wer nur ein diffuses Unbehagen hat, daß es mit der Erziehung schwierig ist, oder wer erst gar nicht merkt, daß er Hilfe braucht, der wird nicht auf die Idee kommen, ein Buch wie dieses zu lesen.

An wen also richtet sich das Buch? An Eltern, die sich schon etwas vorstellen können unter Überschriften wie „Grundregeln für ein effektives Familien-Management“ (28) oder „Regeln für eine Wut-Kultur“ (32). Ob sich Eltern eines Neugeborenen so sehr für die Probleme von Grundschulkindern interessieren, ist fraglich, und wer sich mit Fragen von Adoption oder Mehrlingen beschäftigt, ist mit einem speziell auf diesen Aspekt beschränkten Buch gewiß besser bedient. Allenfalls das erste Kapitel enthält Ratschläge, die für viele Familien nützlich sein könnten, aber das ist dann wieder zu allgemein.

Fragebögen könnten Eltern helfen herauszufinden, ob sie einen Elternkurs belegen sollten – aber wie so oft in Ratgeber-Angelegenheiten: die, die's besonders bräuchten, erreicht dieses Buch nicht, und es ist auch nicht so geschrieben, daß sie es verstehen könnten. Für die anderen kann es nette und hilfreiche Anregungen geben. Und ganz neue Perspektiven ermöglichen: Was tun, wenn sich das Kind im Supermarkt schreiend auf den Boden wirft? Eine der möglichen Antworten: „Sie legen sich daneben und schreien mit dem Kind um die Wette“ (75). Aber lassen Sie sich dabei nicht erwischen, sonst wird Ihnen der Familienführerschein entzogen.

Stefanie Haas

Trainingsprogramm für Eltern

Martha Farrell Erickson, Byron Egeland: Die Stärkung der Eltern-Kind-Bindung. Frühe Hilfen für die Arbeit mit Eltern von der Schwangerschaft bis zum zweiten Lebensjahr des Kindes durch das STEEP-Programm. Aus dem Englischen von Maren Klostermann. Klett-Cotta-Verlag. Stuttgart 2006. 443 Seiten. 34,50 Euro.

Es ist ein mittlerweile 25 Jahre altes und erprobtes Modell aus dem Amerikanischen, das nun in Deutschland als Praxishandbuch „Stärkung der Eltern-Kind-Bindung“ vorgestellt wird. Zurück geht es auf das sogenannte STEEP-Programm (Steps Toward Effective, Enjoyable Parenting – Schritte zu einer effektiven, Freude bereitenden Elternschaft), das 1975 in Minnesota für die Begleitung von Kindern aus Hoch-Risiko-Familien entwickelt wurde. Ausgangspunkt der wissenschaftlich breit angelegten Studie war die Frage, warum sich einige Kinder trotz schwierigen Bedingungen des Aufwachsens zu psychisch stabilen und kompetenten Erwachsenen entwickeln.

Das Forschungsprojekt, das mittlerweile mehrere Phasen durchlaufen hat und mit Erfolg evaluiert wurde, mündete in dieses vorliegende Trainingsprogramm zur Förderung einer guten Eltern-Kind-Bindung.

Das umfangreiche Handbuch stellt in den ersten neun Kapiteln die Hintergründe und die Konzeption von STEEP vor (theoretische Grundlagen; Grundsätze und Ziele; Veränderungsstrategien; STEEP-Beraterin; Hausbesuche; STEEP-Gruppe; Strategie der Videoaufnahmen; Umgang mit Hindernissen). Die Kapitel sind jeweils sehr kurz und übersichtlich und erfordern kein theoretisches Vor- oder Hintergrundwissen. Sie sind bewußt praxisorientiert gehalten und ermöglichen eine schnelle Orientierung über das gesamte Trainingsprogramm.

Der zweite Teil des Handbuchs stellt den Leitfaden für Beraterinnen vor, deren Arbeit in der Planung und Umsetzung von Hausbesuchen sowie Gruppentreffen besteht. Im Sinne eines Nachschlagewerkes werden Themen nach „Baby-Themen“, „Eltern-Runden“ und „Orientierungshilfen“ sowie „Handout“ sortiert und jeweils mit Vorschlägen zu Diskussionen und Aktivitäten angeboten. Strukturiert werden die Bereiche nach dem Alter der Kinder, beginnend im letzten Schwangerschaftsdrittel bis hin zum zweiten Geburtstag des Kindes. Inhaltlich handelt es sich dabei um konkrete Themenblö-

cke wie „Mit dem Baby spielen“, „Für die Sicherheit des Babys sorgen“ oder „Vertrauen aufbauen“ usw.

Das umfangreiche Trainingshandbuch enthält ein breites Spektrum an für Eltern relevantem Wissen über Säuglinge und Kleinkinder, gepaart mit einer methodischen Fülle von Diskussions- und Aktivitätsvorschlägen für Gruppenabende. Die Zielgruppe von Familien in sogenannten „Broken-home-Situationen“, überforderten Eltern oder Alleinerziehenden kann sicher gewinnbringend ausgeweitet werden auf unsichere und suchende Eltern.

Ein Trainingsmanual für alle, die mit jungen Müttern oder Eltern-Kind-Gruppen zu tun haben, ein Buch mit hohem Informationswert hinsichtlich eines kompakten Wissens für Eltern für die ersten beiden Lebensjahre des Kindes.

Barbara Staudigl

Sachbücher

Eins ist nicht genug, und beides ist zuviel

Iris Radisch: Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden. DVA. München 2007. 192 Seiten. 14,95 Euro.

Nun also auch Iris Radisch. Müssen sich jetzt ständig prominente Mütter zu Wort melden? Und dann auch noch mit einem Buch, das mit seinem halbintellektuellen Titel und ambitionierten Untertitel eher abschreckt als anzieht.

Iris Radisch, Jahrgang 1959, ist Literaturkritikerin bei der *Zeit*, sie moderiert eine Literatur-Sendung im Fernsehen und hat drei Töchter. Sie weiß, wovon sie schreibt. Sie kann beobachten und von ihren Erfahrungen erzählen, ohne anzuklagen oder zu verurteilen. Sie preist nicht das einzig wahre Familienmodell, mit dem alle glücklich werden könnten; sie spricht für ihre Generation und ihre Bildungsschicht: die gebildeten Frauen zwischen 40 und 50.

Im Gegensatz zu anderen Sachbuch-Autoren bietet Iris Radisch nicht ein Wissenschafts-Potpourri, vielmehr schildert sie ihre Beobachtungen. Sie zeichnet ein Portrait ihrer Generation, kritisch und einfühlsam. Die selten eingestreuten Zahlen (zum Beispiel, daß ein Drittel aller Kinder in Deutschland ohne Vater aufwächst) hätte sie belegen sollen, nicht alle ihre Schlüsse sind überzeugend, und manchmal wird's ein bißchen pathetisch.

Radisch spielt nicht die Nur-Mütter gegen die doppelbelasteten berufstätigen Mütter aus, sie maßt sich nicht an zu beurteilen, wessen Kinder glücklicher sind. Ihre Erfahrung zum Thema Familie und Beruf: eins ist nicht genug, und beides ist zuviel. Für die Doppelrolle der Frau, die arbeitet wie ein Mann und zudem Mutter ist, gibt es keine Vorbilder. Die Verfasserin fragt sich, ob es sich bei der Hausfrau um eine „besonders beweihräuchernde Variante der Kaffeehausexistenz“ handeln könnte; vielleicht sei es sogar eine „stille Auflehnung gegen das männlich geprägte und auf männliche Bedürfnisse zugeschnittene Arbeitsleben durch subversive Nichtteilnahme“ (108).

Ein Rezeptbuch ist das nicht, eher eine Erzählung, die die Unzulänglichkeiten der aktuellen Familien-Möglichkeiten sowie der Mütter- und Väterrollen anschaulich macht. Schön, daß Frauen heute versuchen, Familie und Beruf zu kombinieren. Doch das Doppelleben hat einen Haken: zehn Stunden pro Tag für den Beruf, zwei für die Kinder. Oft wußte Iris Radisch nicht, was die Kinder gerade in der Schule lernen, welche Freunde sie haben, welche Lieder sie singen. „Wenn die Doppelverdienerfamilie endlich beisammen ist, handelt es sich immer um eine Ausnahmesituation, fern vom Alltag.“ (168) Das Leben in seiner Unmittelbarkeit und Alltäglichkeit erfahren Familien nicht mehr gemeinsam. „Die rundum entlastete Einstundenfamilie, wie sie am Horizont moderner Familienpolitik aufscheint, ist ein struktureller Glücksverhinderer.“ (182)

Ein milderes Urteil über Frauen, die Kinder und Beruf wollen, sei erfreulich, die blinde Begeisterung hingegen unangemessen: „Die Karrieremutter wird zu voreilig bejubelt“ (172). Iris Radisch wendet sich gegen den Vereinbarkeitsmythos. Denn wem dient das, was man als Vereinbarkeit von Kind und Karriere bezeichnet? Der Arbeitswelt. Nicht der Familie. Und so hält die Verfasserin den Ausbau des Betreuungssystems für wichtig – aber nicht unbedingt für familienfreundlich. Wenn das eine Mutter erzählt, die mit der Betreuung ihrer kleinen Kinder auch sehr gute Erfahrungen gemacht hat, klingt das überzeugend.

Radisch schließt sich weder den Vertreterinnen der Vereinbarkeitstheorie an noch den neuen Verfechtern des alten Modells. Das Vereinbarkeitsmodell habe keine Zukunft, „weil es in Wahrheit gar nichts zu vereinbaren, sondern immer nur etwas zu addieren gibt“ (158), und ein Rückschritt zum Hausfrauen-Dasein ist ebensowenig erstrebenswert.

Daß der Feminismus keine Antwort auf die Kinderfrage hinterlassen hat, ist nicht neu, und daß mit dem Zauberwort Vereinbarkeit bislang oft mehr ein Problem denn eine Lösung benannt ist, ist auch keine Entdeckung von Iris Radisch. Im Kreis der sachbuchschreibenden Mütter zählt sie zu den besonnenen Beobachterinnen. Anders als der Untertitel vermuten läßt, gibt sie keine allgemeinen Ratschläge, vielmehr artikuliert sie ihre Ratlosigkeit. Sie fragt, wie wir in Zukunft leben wollen, wie ein gutes Leben für Mütter, Väter und Kinder aussehen könnte. Diese Fragen klug zu stellen ist bisweilen schwieriger, als eine wohlklingende Antwort herauszuposaunen.

Stefanie Haas

Zwischen Freiheit und Verbindlichkeit

Katrin Göring-Eckardt: Leichter gesagt als getan. Familien in Deutschland. Herder. Freiburg 2006. 192 Seiten. 8 Euro.

Frank Schirrmacher und Eva Herman haben zur Versachlichung der Diskussion beigetragen, indirekt: mit ihren teils groben Vorschlägen zur Rettung von Gesellschaft und Familie und ihren eigenartigen Vorstellungen von der Rolle der Frau haben sie eine Reihe von Gegenrednerinnen auf den Plan gerufen, die sich um differenziertere Betrachtungen bemühen, siehe zum Beispiel die in diesem *Prisma* besprochenen Bücher von Elisabeth Beck-Gernsheim und Iris Radisch. Auch das Buch von Katrin Göring-Eckardt zählt hierzu. Die Verfasserin, Jahrgang 1966, evangelische Theologin, Vizepräsidentin des Bundestages und Mutter zweier Kinder, hat ein sehr persönliches und verständliches Buch geschrieben. Ruhig und bestimmt wendet sich die Grünen-Politikerin gegen die Überlegungen von Frank Schirrmacher, Eva Herman und Norbert Bolz (die drei Bücher sind besprochen im *Eichstätter Familien-Prisma* 2/2006).

Kennzeichnend für die Familien sei heute „die neue Balance zwischen Freiheit und Verbindlichkeit“ (9). Göring-Eckardt preist die Familie als Ort der Verlässlichkeit und sieht eine „neue Offenheit in der Familiendefinition“ (9). So zählten beispielsweise Freunde und Nachbarn zur Familie im weiteren Sinne. Die Schwierigkeit – die auch in der Argumentation der Verfasserin ersichtlich wird – besteht darin, einerseits die Vielfalt der Familien- und Lebensformen anzuerkennen, andererseits die Familie nicht der völligen Beliebigkeit preiszugeben.

Nicht an bestimmten Familienformen habe sich die Familienpolitik zu orientieren, sondern an Werten, die sich daraus ergeben, was Familien für den Einzelnen und die Gesellschaft zur Verfügung stellen.

Deutlich, nie jammernd, hin und wieder die Verdienste der rot-grünen Bundesregierung hervorhebend erzählt Göring-Eckardt von Müttern, Vätern, Kindern und Kinderlosen, von Familienalltag und Familienpolitik. Sie ist sichtlich darum bemüht, normative Aussagen zur Familie zu vermeiden und gleichzeitig Werte wie Verbindlichkeit und Solidarität zu verteidigen. Auch wenn man nicht alle Forderungen und Definitionsöffnungen teilen möchte, nimmt man der Verfasserin stets ihre Überzeugung ab, daß für sie „Familie die beste und schönste Art des Zusammenlebens ist“ (13).

Stefanie Haas

Mutterleben, dichtungsfrei

Nataly Bleuel: Muttertage. Ich und mein Familienunternehmen. Herder. Freiburg 2006. 192 Seiten. 12,90 Euro.

Für Nataly Bleuel ist jeder Tag ein Muttertag, denn sie hat zwei Kinder. Damit nicht genug, sie schreibt auch ein Buch drüber. Dies ist eines von den vielen, vielen Büchern, in denen Eltern endlich mal die wahre Geschichte des Elternseins erzählen. Bleuel schreibt vom Kinderwunsch und von leidenschaftlichen Diskussionen an Frauenabenden bis hin zu Gedanken während der Schwangerschaft und schließlich ausführlich und farbenfroh über das von außen betrachtet langweiligere, tatsächlich aber reichere Leben nach der Geburt des schönsten Babys der Welt.

Dichtung sei das nicht, schreibt die Verfasserin, das hätte der Leser auch ohne diesen Hinweis gemerkt, und vielleicht stört das die Zielgruppe auch nicht. Nataly Bleuel erzählt aus ihrem Leben, nicht mehr und auch nicht weniger. Die Verfasserin hat Distanz zu sich selbst, das ist stellenweise nette Unterhaltung, teils mit ernstem Hintergrund. Leider sind die Alltagsgeschichten manchmal mit Sachbuchwissen angereichert, aber auch das mag im Sinne möglicher Leserinnen sein.

Von Freunden hatte die Verfasserin gehört, daß das erste Kind eben mal so locker mitläuft und das Leben der Eltern kaum verändert. Diese Erfahrungen teilt sie nicht, das macht ihre Perspektive sympathisch. Nataly Bleuel ist keine Ausnahmemutter, allenfalls in dem Sinne, daß sie übers Muttersein schreibt, und sie blickt

nicht überheblich auf ihr früheres Leben ohne Kinder zurück und auf Kinderlose herab. Das ist bei Büchern dieser Art bemerkenswert.

Es gibt viele Gründe, solche Bücher nicht zu mögen. Wer Frauenzeitschriften-Kolumnen gerne am Stück liest und nicht mit Heldentaten von Supermuttis belästigt werden möchte, ist mit Nataly Bleuels BÜchlein gut bedient.

Stefanie Haas

Im Emanzipations-Dilemma

Julia und Maya Onken: Hilfe, ich bin eine emanzipierte Mutter. Ein Streitgespräch zwischen Mutter und Tochter. C.H. Beck. München 2006. 136 Seiten. 9,90 Euro.

Maya hat zwei Kinder, einen fürsorglichen Ehemann, einen gut bezahlten Teilzeit-Job, dazu ein Haus und eine Putzfrau, außerdem wurde sie einst von einer fortschrittlichen, emanzipierten Mutter erzogen – also alles wunderbar? Von wegen. Maya ist davon überzeugt, die mieseste Hausfrau zu sein, für Kindererziehung völlig ungeeignet und sowieso dauerüberfordert.

Wütend schreibt sie ihrer Mutter. Die hätte sie doch auf das Leben vorbereiten müssen! Aber: „Keinen Ton hast du von den Zweifeln verlauten lassen, eine gute Mutter zu sein.“ (12) Die gutgemeinte Erziehung zur emanzipierten Frau bringt Schwierigkeiten mit sich: „Du hast meinen Individualismus gefördert, der mir nun dauernd in der Selbstaufgabe für meine Kinder fehlt.“ (12)

Julia Onken, die Mutter, ist Psychologin und Sachbuchautorin, mit ihrer Tochter Maya leitet sie Frauenseminare. Nun haben die beiden den Generationenkonflikt zweier Frauen dargestellt. Sie fordern sich gegenseitig zu differenzierteren Urteilen heraus, und als Leserin kommt man nicht umhin, sich seine eigenen Gedanken zu machen.

Onken und Onken schreiben mal zornig, mal scherzend, Maya oft übermüdet, beide vertreten vehement ihre Standpunkte und – was noch überzeugender ist – artikulieren ihre Zweifel. Sie wollen nicht Recht haben, sondern die andere besser verstehen.

Die Mutter hatte einst keine Wahl: sie war geschieden und mußte sehen, wie sie für sich und ihre Töchter sorgt. „Die hohe Scheidungsrate fördert die Emanzipation der Frau!“ (126) Deutlich erkennt die Mutter den Wunsch der Tochter, alles perfekt zu machen – doch „in

der Region Familie und Beruf gibt es keinen Perfektio-
nismus, der nicht ins Irrenhaus führt" (127).

Die altmodische Form des Briefwechsels verleiht diesem Buch eine persönliche Note. Gar zu heftige Äußerungen werden im nächsten Brief manchmal gemildert, das wirkt emotional und dabei nicht weniger überlegt. Nicht allzuoft hat man das Gefühl, belehrt zu werden, daher ist das Buch auch für Ratgeber-Allergiker lesbar. Im Anhang wird es dann doch ratgeberisch. Das ist unnötig, denn die Lektüre dieser Briefe vermittelt mehr Ein- und Ausblicke als die Ratschläge am Ende. Eine prägnante Zusammenfassung des Buches findet sich am Schluß eines Briefes der Tochter: sie unterschreibt mit „Dilemma-Maya“.

Stefanie Haas

Erzieherische Gratwanderung zwischen Disziplin und Liebe

**Bernhard Bueb: Lob der Disziplin. Eine Streitschrift.
List Verlag, Berlin 2006. 176 Seiten. 18 Euro.**

Man mag staunen über so manche deutliche Aussage, die Bernhard Bueb, pensionierter Schulleiter der Internatsschule Schloß Salem, in seinem Buch „Lob der Disziplin“ tätigt: „Viele psychische Erscheinungen bei Jugendlichen, die wir als krank diagnostizieren, entpuppen sich in vielen – nicht in allen – Fällen als Folge mangelnder klarer Führung und Disziplin“ (69).

Und fast könnte man dem Verdacht erliegen, daß es die Memoiren eines 70jährigen Mannes sind, der der guten alten Zeit nachtrauert. Stutzig macht aber, daß es ein Pädagoge aus liberalen pädagogischen Kreisen ist, der hier so deutliche Worte für mehr Strenge und mehr Disziplin findet.

Bueb mahnt die sogenannte „Verhandlungspädagogik“ an. Haben wir uns nicht zu sehr daran gewöhnt, mit Heranwachsenden über alles und jedes zu diskutieren? Wieviel Zeit bleibt auf der Strecke, wie viel kostbare Lebens- und Lernzeit verlieren wir mit end- und fruchtlosen Diskussionen? „Demokratie wird absurd und zur Belastung, wenn alles immer neu verhandelt wird. Denn die Verhandlungen und Diskussionen dienen nicht einer Verbesserung der Regeln und geltenden Normen, vielmehr wollen Kinder und Jugendliche diskutieren, weil sie keine Lust haben, ihr Zimmer aufzuräumen, Zähne zu putzen oder die Spülmaschine einzuräumen. Egoismus ist die eigentliche Triebfeder“ (83).

Bueb spricht sich für eine Konsequenz aus, die zwischen den banalen kleinen Dingen des Alltags und den wirklich ernsthaften pädagogischen Situationen differenziert. Es gilt, Energie und Kraft in die wahrhaft wichtigen pädagogischen Anliegen zu investieren, wo es um Individualität und Vertrauen, um die Lösung von wirklichen Erziehungsfragen geht.

Der Autor mahnt an, daß wir im Alltag aus Zeitmangel oft nachgeben oder den Weg des geringsten Widerstands wählen. Wer aber erziehen will, sollte Zeit haben – „und er sollte die Zeit, die er mit seinen Kindern verbringt, als Gewinn für sich verbuchen“ (30). Denn nur so könne man diese Gratwanderung beginnen, die die Mitte sucht zwischen den Gegensätzen Gerechtigkeit und Güte, Disziplin und Liebe, Konsequenz und Fürsorge, Kontrolle und Vertrauen. In unserer Gesellschaft werde Strenge schnell mit Härte verwechselt. Fürchte man den Verlust der Zuneigung der Kinder durch das Einfordern von Konsequenzen, sei man um die psychischen Konsequenzen von Disziplin besorgt.

Das Erziehungsschiff habe sich zu lange und zu einseitig in die eine Richtung gewandt, so der Autor. Es sei nun Zeit, daß wir uns zur Seite der Gerechtigkeit, Disziplin, Kontrolle und Konsequenz neigen. In der Nachfolge Immanuel Kants macht Bernhard Bueb deutlich, daß das eigentliche Problem von Erziehung das Verhältnis von Zwang und Freiheit ist. Primär- und Sekundärerzieher/innen müssen eben jene Spannung aushalten und je neu definieren, daß sie Heranwachsenden Unterordnung und Disziplin abverlangen und sie gleichzeitig in die Selbstständigkeit und zur Freiheit führen. Diese Spannung zu akzeptieren, sie auszuhalten und den jungen Menschen vorzuleben, mache die Meisterschaft in der Erziehung aus, so Bueb.

Er nennt sein Buch im Untertitel „eine Streitschrift“. Etliches ist durchaus strittig, manches provoziert zum Widerspruch. Doch eines bleibt: die wohlthuende Erfahrung bei der Lektüre, daß ein erfahrungsgesättigter „Grand Seigneur“ des deutschen Schulwesens deutlich Erziehungsprobleme anspricht, die nicht nur den einzelnen Eltern und Lehrkräften angelastet werden können, sondern ihren Ursprung in gesellschaftlichen Phänomenen haben, die historisch gewachsen sind. Prädikat: sehr lesens- und nachdenkenswert für Eltern und Lehrer/innen; für alle, die persönlich oder institutionell mit Erziehung zu tun haben.

Barbara Staudigl

Inhalt

- ▶ Klaus Wahl, Katja Hees (Hrsg.): Helfen „Super Nanny“ und Co? Ratlose Eltern – Herausforderung für die Elternbildung. 2006.
- ▶ Gerhard Amendt: Scheidungsväter. Wie Männer die Trennung von ihren Kindern erleben. 2006.
- ▶ Peter Büchner, Anna Brake (Hrsg.): Bildungsort Familie. Transmission von Bildung und Kultur im Alltag von Mehrgenerationenfamilien. 2006.
- ▶ Anja Steinbach (Hrsg.): Generatives Verhalten und Generationenbeziehungen. Festschrift für Bernhard Nauck zum 60. Geburtstag. 2005.
- ▶ Michael Klein (Hrsg.): Themen und Konzepte der Familiensoziologie der Nachkriegszeit. 2006.
- ▶ Zeitschrift für Familienforschung 2/2006. Schwerpunktthema: „Wo steht die Familienforschung?“
- ▶ Elisabeth Beck-Gernsheim: Die Kinderfrage heute. Über Frauenleben, Kinderwunsch und Geburtenrückgang. 2006.
- ▶ Claudia Carda-Döring u.a.: Berührt. Alltagsgeschichten von Familien mit behinderten Kindern. 2006.
- ▶ Karl Otto Hondrich: Weniger sind mehr. Warum der Geburtenrückgang ein Glücksfall für unsere Gesellschaft ist. 2007.
- ▶ Robert Hettlage: Freude an Kindern. Glücksambivalenzen in der Alltagswelt. 2006.
- ▶ Bertelsmann-Stiftung (Hrsg.): Karrierек(n)ick Kinder. Mütter in Führungspositionen – ein Gewinn für Unternehmen. 2006.
- ▶ Peter A. Berger, Heike Kahlert (Hrsg.): Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse. 2006.
- ▶ Marcus Schmitz: Familienfreundliche Personalpolitik In: Zukunftsforum Politik, Nr. 74. 2006.
- ▶ Detlef Hein: Spiritualität in Partnerschaft. Grundlagen und Perspektiven psychologischer Paarberatung. 2005.
- ▶ Scott Hahn: Gottes Familie. Leben in der Liebe. 2006.
- ▶ Barbara Beuys: Familienleben in Deutschland. Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 2006.
- ▶ Frank Meier: Mit Kind und Kegel. Kindheit und Familie im Wandel der Geschichte. 2006.
- ▶ Sigrid Löffler: Geschrumpft und gestückelt, aber heilig. Familienromane I: Sie haben sich überlebt, aber von ihrem Ende können sie noch lange zehren. In: literaturen 6 (2005).
- ▶ Melanie Magin: Familien in Daily Soaps. Eine Inhaltsanalyse von „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ und „Marienhof“. 2006.
- ▶ Tanja Wieners (Hrsg.): Familienbilder und Kinderwelten. Kinderliteratur als Medium der Familien- und Kindheitsforschung. 2005.
- ▶ Helga Dick, Lutz-W. Wolff (Hrsg.): Familiengeschichten. 2006.
- ▶ Tilman Spreckelsen (Hrsg.): Mein Vater, der Held. Vom Glanz und Elend des Vatertums. 2005.
- ▶ Klaudia Wick: Ein Herz und eine Seele. Wie das Fernsehen Familie spielt. 2006.
- ▶ Julia Rogge: Der Familienführerschein. 2006.
- ▶ Martha Farrell Erickson, Byron Egeland: Die Stärkung der Eltern-Kind-Bindung. Frühe Hilfen für die Arbeit mit Eltern von der Schwangerschaft bis zum zweiten Lebensjahr des Kindes durch das STEEP-Programm. 2006.
- ▶ Iris Radisch: Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden. 2007.
- ▶ Katrin Göring-Eckardt: Leichter gesagt als getan. Familien in Deutschland. 2006.
- ▶ Nataly Bleuel: Muttertage. Ich und mein Familienunternehmen. 2006.
- ▶ Julia und Maya Onken: Hilfe, ich bin eine emanzipierte Mutter. Ein Streitgespräch zwischen Mutter und Tochter. 2006.
- ▶ Bernhard Bueb: Lob der Disziplin. Eine Streitschrift. 2006.

Impressum

Das *Eichstätter Familien-Prisma* wird herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Marktplatz 4, 85072 Eichstätt, Fax: 08421-907593; es erscheint zweimal jährlich, im Frühjahr und im Herbst.

Redaktion: Dr. Stefanie Haas

Druck: Frick, Krumbach

Die Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder.

Kritik und Anregungen schicken Sie bitte an:
zfg-prisma@ku-eichstaett.de

Wollen Sie zweimal im Jahr auf die neueste online-Ausgabe hingewiesen werden, dann registrieren Sie sich: auf www.ku-eichstaett.de/zfg finden Sie unter „Publikationen“ einen entsprechenden Link.